

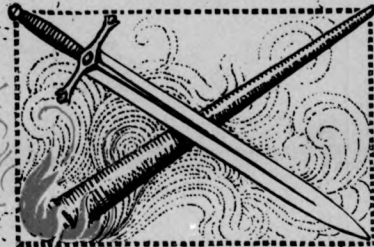
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegsergebnisse von 1914-16

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



H. Hartleben's Verlag
Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

Kollektion Hartleben

Jeder Band gebunden 80 Heller = 75 Pfennig

Erster Jahrgang.

- 1.—4. **Carlön, Emilie.** Der Vormund.
- 5.—6. **Dumas, Alexander.** So sei es.
- 7.—8. **Sus, Eugen.** Miß Marz.
9. **Johal, Mor.** Jankl Patrona. (Die weiße Kofe.)
10. **Sand, George.** Die kleine Gabette. (Die Grille.)
- 11.—12. **Mügge, Theod.** Verloren und gefunden.
- 13.—14. **Shackeray, William.** Die Geschichte Heinrich Edmonds.
15. **Turgonjew, Iwan.** Frühlingskaten.
16. **Maquet, Aug.** Liebe und Berrat.
- 17.—19. **Dumas, Alex. Sohn.** Roman aus dem Leben einer Frau.
20. **Séval, Paul.** Der schwarze Bettler.
- 21.—22. **Andean, Jul.** Balceufe.
- 23.—24. **Serthel, Elis.** Der Hofmeistch.
- 25.—26. **Ainsworth, Harriſon.** Der Berschwender.

Zweiter Jahrgang.

- 1.—3. **Kraszewski, J. J.** Am Hofe August des Starzen (Gräfin Cofe).
4. **Kowetz, Sirolams.** Der erste Liebsaber.
- 5.—6. **Pelpit, Albert.** Theresine.
7. **Kofegger, P. S.** Streit um Sieg.
8. **Dumas, Alex. Sohn.** Diana de Sp.
- 9.—11. **Herloffsohn, S.** Wallenstein's erste Liebe.
12. **Sesoff, Max.** Späte Einfißt.
- 13.—14. **Sus, Eugen.** Kinder der Liebe.
15. **Vogel, Al.** Flanes Blut.
- 16.—17. **Sand, George.** Bekantnisse eines jungen Mädchens.
- 18.—20. **Sell, Currier.** Die Waife aus Woodwo.
- 21.—22. **Kraibert, S. Rab.** Boharr.
23. **Sackel, Mrs.** Eine böe Raßt.
- 24.—26. **Dumas, Alex.** Chevalier von Mailson rouge.

Dritter Jahrgang.

- 1.—3. **Collins, Wilkie.** Die neue Magdalena.
- 4.—5. **Seligsohn, Fortuné.** Die Stimme des Blutes.
6. **Pulius von der Crann.** Goldschmiedsfinder.
- 7.—8. **Kend, Cap. Wayne.** Die Stalpäjger.
9. **Vogel vom Spizberg.** Irrende Seelen.
- 10.—11. **Schügel, Friedr.** Wiener Luft.
- 12.—14. **Schantz, Louis.** Die Geschichte einer Frau.
15. **Sermontoff, Michael.** Der Held unserer Zeit.
16. **Funikel, Octave.** Der Roman eines armen jungen Mannes.

- 17.—18. **Schügel, Friedr.** Wiener Luft.
- 19.—21. **Smith, Hamlyn.** Ein Londoner Geheimnis.
- 22.—24. **Sondras, Marquis.** Die Raßt der Rächer.
- 25.—26. **Schügel, Friedr.** Wienerliches.

Vierter Jahrgang.

- 1.—4. **Mary, Jules.** Schuldig oder nicht?
- 5.—6. **Sarasin, H. H.** Der Strabman.
- 7.—8. **Pelpit, Albert.** Die schöne Frau.
9. **Johal, Mor.** Carinus u. andere Novellen.
- 10.—12. **Kraszewski, J. J.** Die Spjng.
- 13.—14. **Sand, George.** Der Marquis von Bllemer.
15. **Caballero, Fernan.** Spanische Novellen.
- 16.—18. **Secher- Stone, S.** Wir und unsere Nachbarn.
19. **Dumas, Alex.** Gabriel Lambert.
20. **Turgonjew, Iwan.** Der König Lear der Steppe und andere Novellen.
- 21.—22. **Kend, Cap. Wayne.** Die Scharfshützen.
- 23.—24. **Sondras, Marquis.** Ein großer Komödiant.
- 25.—26. **Perria, Maximilian.** Der Sultan eines Pariser Stadtviertels.

Fünfter Jahrgang.

- 1.—2. **Seligsohn, Fortuné.** Im Banne der Schuß.
3. **Sarasin, J.** Das Drama im Grenzfort.
- 4.—6. **Wilson, Aug. Evans.** Infolge.
7. **Vogel vom Spizberg, A.** Frau Lear.
8. **Pelpit, Alb.** Rath. Genallier.
9. **Semichy-Salja, Solens v. Gräfin Ruth.**
10. **Mairot, Jeanne.** Meereshlume.
- 11.—12. **Fallas, G. J.** Schiffstürge.
- 13.—15. **Fafy Gräfin.** Die schöne Kurora.
16. **Kythen, Ferd.** Der Ring des Amalfi.
- 17.—19. **A. v. S.** Am Hofe von Neapel.
- 20.—21. **Songskow, S. W.** Superion.
- 22.—24. **Dumas, Alex.** Fiabella von Bayern.
25. **Ellot, George.** Der geistliche Sälerer.
26. **Sus, Eugen.** Die Marquise von Alf.

Sechster Jahrgang.

- 1.—3. **Werthen, F.** Dpfer der Liebe.
- 4.—5. **Semichy-Salja, Solens v.** Die Bürde der Schönheit.
6. **Mairot, Jeanne.** Marra.
- 7.—8. **Wasserburger, Finn.** Die Kischbüte.
- 9.—10. **Pont-Yeff, René de.** Claudia.

- 11.—12. **Sienkiewicz, Heinz.** Quo vadis?
13. **Serao, Mathilde.** Fahr' wohl, mein Lieb!
- 14.—16. **Soborsky, V.** Die Fürstin.
17. **Grener, August.** Der alte Herr und andere Novellen.
- 18.—19. **Stening, M. A.** Brudersliebe.
20. **Aruth, W.** Nach dem Schiffbruch. Südamerikanischer Roman.
21. **Pelpit, Albert.** Die Witwe Sorbier.
22. **Erck-Soroskyani, Jrmay.** Novellen.
23. **Brun-Barnow, F. v.** Das Verhängnis.
- 24.—26. **Ohnet, Georges.** Der König von Paris.

Siebenter Jahrgang.

- 1.—3. **Glack, William.** Sabina Zembra.
- 4.—5. **Gulbi, Orlando.** Fiabella Fianelli.
6. **Greiner, Marco.** Das Blumentind und andere Novellen.
- 7.—8. **Selueur, Daniel.** Hasende Liebe.
9. **Johka, Solomon.** Freiher von Romteffe Tini.
- 10.—11. **Kanden, S. von der.** Der Günstling.
- 12.—13. **Sonst, Camron.** Ein schwaches Weib.
14. **Guglia, Eugen.** Das Begräbnis des Schauspielers und andere Novellen.
15. **Cantacuzene, Olga.** Prinzessin Carmela.
- 16.—17. **Gasetti, Alexander.** Das Vermächtnis. Originallroman aus der Gelellschaft.
18. **Koef, Ruz.** Firma Rivo, Kurt u. Comp. Eine Erzählung.
- 19.—20. **Reddon, S.** Im Verbaßt.
- 21.—22. **Pelpit, Albert.** Rife Weibe.
- 23.—24. **Waldow, Ernst von.** Die rote Lode.
- 25.—26. **Mairot, Jeanne.** Auf der Höhe.

Achter Jahrgang.

- 1.—3. **Pont-Yeff, René de.** Eine bornehme Gbe.
4. **Orseho, Eliss.** Der Aufraller.
- 5.—6. **Sonags, Henry.** Die gefangene Prinzessin.
7. **Silow, Saronin Paul.** Ohne Derr.
- 8.—9. **Kowetz, Sirolams.** Das Dof.
10. **Senebak, Elck.** Anna Duljar.
- 11.—12. **Stemling, M. J.** Bom Sturm getragen.
- 13.—14. **Mairot, Jeanne.** Die Substantin.
- 15.—17. **Kötang, Louis.** Eine schöne Frau.
- 18.—19. **Kanden, S. von der.** Ein neues Geschicht.
20. **Mellini, Mario.**
- 21.—22. **Escot, Marie.** Mischelette.
- 23.—24. **Pauro, J. v. d.** Irrenangerde.
- 25.—26. **Serao, Pierre.** Senebak.

Jeder Band gebunden 80 Heller = 75 Pfennig



A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



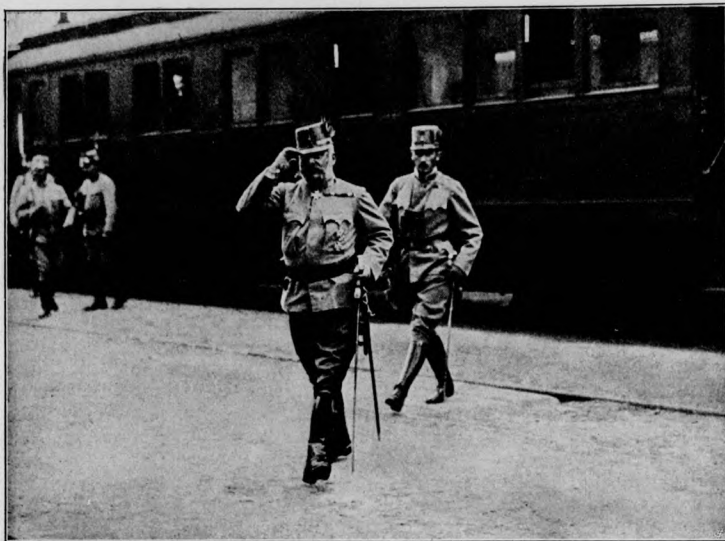
derbarer Anblick: Wie wir von oben gebannt hinunterschauen, erscheinen uns die beiden Fußsteige der Straße als zwei dunkle und bunte Ufer; so weit das Auge reicht, steht die Bürgerschaft ein dichtes und tiefes Spalier. Zwischen diesen beiden dunklen Ufern fließen, die Straße ganz füllend, zwei Menschenströme einander entgegen. Der eine von rechts nach links — das sind unsere Soldaten; der andere von links nach rechts — die russischen Gefangenen. Noch jetzt klingt mir das furchtbare Triumphgeheul im Gehirn, womit die Stadt diesen Anblick empfing. Lange Minuten fließen die beiden dichtesten Ströme nebeneinander hin. Nirgends ist ein Stückchen Pflaster sichtbar, alles ist bedeckt von den einander nachdrängenden Biererreihen. Die Militärkapelle spielt, auch die Russen marschieren nach dem Takt der Musik. Der eine erweckt große Heiterkeit, denn er marschiert im Tanzschritt. Nie sah ich einen grausam komischeren Zufall. Es lief einem kalt über den Rücken, wenn man, aus der Höhe herabblühend, den Kopf wohin immer wendend, nur diesen unendlichen Menschenstrom nach dem Rhythmus der Musik sich bewegen sah. Die grauen nach der einen, die gelben nach der anderen Seite. Und das unbewegliche Ufer der Schwarzen applaudierte in Ekstase. Die dort sahen die Russen auch anders marschieren. Noch vorgeföhren. Ein Mann erzählte mir auf dem Balkon eines Kaffeehauses, wohin ich später hinaufging, als sich dieses Marschieren wiederholte, mit gerötetem Antlitz, daß diese ihn mit Stöcken geprügelt hatten. Er wollte seinen Kopf mit Gewalt ausziehen, um mir die blauen Flecke zu zeigen. Und jetzt ziehen sie so dahin. Dieselben, die ihn mit Stöcken geschlagen hatten. Unten wird noch immer applaudiert. Es wird erzählt, daß sie den Besitzer des Hotel Bristol, Siegmund Zehngut, ohne Grund der Spionage verdächtigt, nach Sambor geschleppt, ihm dort 25 Peitschenhiebe versetzt haben. Seine blutbesleckten Kleider sind noch zu sehen. Dem deutschen Weinhändler Ludwig Stadtmüller erging es ebenso. Hier höre ich auch, und zwar ohne Ausnahme von jedem, daß die Russen ihre Karpathenoffensive selbst als eine furchtbare Katastrophe der russischen Armee anerkannt haben, und jetzt, als sie von ihren Niederlagen sprachen, war die Meinung bei ihnen allgemein, daß die Kraft ihrer Armee in den Karpaten gebrochen wurde. Wir haben die auf eine halbe Million geschätzten Verluste der Karpaten für übertrieben gehalten, hören aber jetzt überrascht, daß die Russen selbst von dieser Karpathenschlacht immer als von einem Waterloo sprachen, wo die Sonne ihres Kriegsruhmes unterging. Die Offiziere sagten ihren hiesigen Bekannten solche Dinge: Die Karpaten sind vom Teufel erbaut worden und nur der

Teufel kann sie zerstören. Die Karpaten sind der größte russische Friedhof. Sie erzählten, daß 20 bis 25 Verwundetenzüge täglich mit Verwundeten vom Karpathenkriegsschauplatz voll beladen über Lemberg fuhren. Das interessanteste Symptom ist, daß russische Kaufleute nach der Karpathenschlacht die Preise in Lemberg erhöhten und das unter vier Augen damit motivierten, daß Rußland den Krieg in den Karpaten verloren habe.

Eine Gesellschaft stellt die Namen der letzten Geiseln zusammen, die Sonntag mit den Bürgermeistern zusammen weggeführt wurden. Manche, die als Geiseln bezeichnet waren, wurden von der russischen Polizei nicht gefunden. Diese entgingen der Verschleppung. Die Nachrichten von dem Besuch des Zaren in Lemberg werden wiederholt und bestätigt. Neues wird weder vom Zaren noch von dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch erzählt. Aber eine amüsante Geschichte wird weitergegeben, die in den hoffnungsvollen Tagen der letzten Zeit die Stadt heiter stimmte. Durch eine Straße der Vorstadt zog eine russische Truppe, als die Soldaten plötzlich von der mit großem Geräusch dahinfahrenden städtischen Feuerwehr eingeholt wurden. Die Soldaten blickten auf den Lärm um, und als sie die glänzenden Helme erblickten, rief einer laut aus: „Deutsche!“ Daraufhin warf die kleine Truppe besinnungslos die Waffen weg und hielt die Hände hoch. Sie ergaben sich irrtümlicherweise der Feuerwehr. Die Nachricht von diesem Begebnis verbreitete sich mit Windeseile in der Stadt und verurachte in einer Kaserne unter der russischen Infanterie solche Aufregung, daß die Offiziere kaum Ordnung zu schaffen vermochten. An jenem Tag glaubte die ganze russische Garnison, daß die Deutschen in Lemberg eingebrochen seien.

*

Die Stadt ist noch immer voll Lärm, bei dem Licht elektrischer Lampen und strahlender Lichtreklamen wogt ein großer Korso, in dem sich mehr Soldaten bewegen als Zivilisten. Ein richtiger kriegerischer Korso. Der Strom der Spaziergänger wird immer wieder von russischen Gefangenen, geräuschvoll marschierenden Pionieren, Husaren mit gezücktem Säbel unterbrochen. Jetzt sind bereits auch viele deutsche Offiziere zu sehen. Beim Nachtmahl ist der elegante Speisesaal des Hotel Georgi voll mit Offizieren. Wenn Generale eintreten, erhebt sich im Saal alles mit großem Geräusch. Von meinem abendlichen Spaziergang brachte ich die folgenden Aufzeichnungen nach Hause: Subalterne russische Soldaten begingen unter dem Titel, für das Rote Kreuz zu sammeln, Erpressungen. Wenn sie von jemandem Geld forder-



Erzherzog Friedrich in Lemberg.

ten, damit er von ihnen in Ruhe gelassen wurde, sagten sie, es sei für das Rote Kreuz. Schließlich meldeten sich die gequälten Menschen selbst bei den Kosaken mit der Erklärung, sie wollten dem Roten Kreuz etwas zuwenden.

Bei der Plünderung der Wohnungen gingen sie folgendermaßen vor: Wenn sie in einer Wohnung bereits eine Woche lang gewohnt und von dort alles nach Hause gesandt hatten, was ihnen gefiel, meldeten sie der Behörde, daß sie mit dem Quartier nicht zufrieden seien und um eine andere Wohnung bitten. In der neuen Wohnung eröffnete sich dann dem Kunstsammler ein neues Feld. Die in Przemyśl gefangenen österr.-ungar. Offiziere zogen durch Lemberg durch. Nach den Erzählungen der Lemberger wurden die gefangenen Offiziere sehr gut behandelt. Man führte sie in Ziafern und Automobilen zum Bahnhof und erwies ihnen alle Ehren.

Eine unterhaltende russische Institution war eine Zeitlang die Plakmusik in Lemberg. Auf den Hauptplätzen der Stadt gab die Militärtapelle täglich zweimal Konzerte, und zwar in doppelter Absicht. Die eine war, um in dieser traurigen und trostigen Stadt die Stimmung zu verbessern, die andere, um viele einfache ärmere Menschen anzulocken und diese, während die Musik spielt, rasch einzufangen. Sie wurden gezwungen, an den Befestigungsarbeiten in der Umgebung der Stadt teilzunehmen und mit Tee bezahlt. Die Plakmusik hielt sich nicht lange, denn die Stimmung wurde nicht nur

harrten. Nachforschungen waren aber vergeblich. Man fand ihre Spur nicht. Als nun vorgestern unsere Truppen hier einzogen, meldeten sich alle bei den Kommandanten, baten um Uniformen und um die Einreihung in ein Regiment.

Ich will nicht versäumen, jene brillante und charakteristische kleine Sache hier aufzuzeichnen, die in Lemberg als allgemein bekannte Tatsache besprochen wird: unter den russischen Soldaten bäuerlicher Herkunft ist bereits seit Kriegsausbruch der Glaube verbreitet, daß der deutsche Kaiser drei Meter hoch sei.

Erst spät nachts wird die Stadt still. Um die Morgendämmerung, als auf der Straße auch die letzte menschliche Stimme verstummt ist, hört man durch das offene Fenster rein und stetig den Donner der Geschütze.

*

In dem Bericht Molnars ist der Besuch des Zaren Nikolaus II. in Lemberg erwähnt. Über diesen Besuch mußten die Lemberger Blätter folgenden amtlichen Bericht veröffentlichen:

„Am 22. April — 9. April alten Stils — geruhte der Kaiser von Rußland aus dem Hauptquartier nach Lemberg zu kommen. Der Hofzug hielt um 10 Uhr vormittags in der Station Brody, wo der Armeeeberkommandant Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch mit seinem Stab den Zaren erwartete. Den hohen Gast begrüßte daselbst der Gehilfe des Generalgouverneurs von Galizien Generalmajor Polow-

nicht besser, sondern immer schlechter, und die armen Leute liefen, als sie die Musik von weitem hörten, davon und verfroren sich, so daß die musikalischen Razzien ergebnislos verließen. Auch mit ihren anderen Razzien hatten die Russen nicht viel Glück. Sie wußten, daß noch aus der Zeit der ersten Schlachten bei Lemberg viele österr.-ungar. gefangene Soldaten sich in Lemberg versteckt hielten, die in der Verwirrung entflohen und seither in Zivilkleidern bei irgendeiner Familie oder in einer Werkstätte der Befreiung

zow. Nach Entgegennahme des Rapports frühstückte der Zar im Hofzug, worauf er sich im Automobil um 1 Uhr nachmittags nach Lemberg begab. Auf dem Wege dorthin wurden die russischen Soldatengräber besichtigt. Um 5 Uhr nachmittags fand der Einzug des Zaren in Lemberg statt. An der Peripherie der Stadt erwartete die Ankunft des Monarchen der Generalgouverneur Graf Bobrinski. In den Straßen bildeten die Garnison und die Bevölkerung Spalier. Musikkapellen spielten die Zarenhymne. Die Menge brach in Hurrarufe aus. Der Zar besuchte die Garnisonkirche, vor der eine Ehrenkompanie aufgestellt war. Zur linken Seite der Ehrenkompanie standen die Stabsoffiziere mit dem Großfürsten Alexander Michailowitsch an der Spitze. Am Kircheneingang begrüßten die Großfürstinnen Xenia und Olga den Zaren. In der Kirche richtete der orthodoxe Erzbischof von Wolhynien Eulogius an den Monarchen eine Ansprache, welcher der Gottesdienst folgte. Beim Verlassen der Kirche defilierte vor dem Zaren die Ehrenkompanie unter Vorantritt des Armeeoberkommandanten Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch und des Generalgouverneurs Grafen Bobrinski. Der Zar fuhr sodann in das Olgaospital, das nach der dort als Pflegegeschwester wirkenden Großfürstin den Namen führte. Hier sprach Kaiser Nikolaus die Verwundeten an und verteilte an sie Auszeichnungen. Um 8 Uhr abends traf er im Palais des Generalgouverneurs (Statthaltereigebäude) ein, wo er Absteigquartier nahm.

Vor dem Palais war eine große Menschenmenge versammelt, welche begeistert Hurra rief. Der Zar erschien auf dem Balkon und geruhte an die Menge die Worte zu richten: „Ich danke für den herzlichen Empfang. Hoch lebedaseinige, mächtige, unteilbare Rußland. Hurra!“

Diese Ansprache wurde mit nicht enden wollenden Hochrufen aufgenommen.

Um neun Uhr abends fand im Palais ein Diner statt, zu welchem die Spitzen der hohen Militär- und Zivilbehörden geladen

waren. Mit dem Zaren waren in Lemberg eingetroffen: Großfürst Peter Nikolajewitsch, Großfürst Peter von Oldenburg, der Hofminister Generaladjutant Graf Fredericksz und der kaiserliche Hofstaat.“

Soweit der Hofbericht, dem ein gewisses historisches Interesse nicht abgesprochen werden kann. In Wirklichkeit aber kam und ging der Herrscher aller Reußen, wie übereinstimmend berichtet wird, unter eisigem Schweigen der Lemberger Bevölkerung, wiewohl die angeworbenen Hurraruser alles aufgebieten hatten, um eine gehobene Stimmung in der Stadt zu schaffen.

Noch nach der Wiedereinnahme der Stadt waren an den Straßenecken Plakate zu sehen, welche folgende Verlautbarungen enthielten:

„Se. Majestät der Kaiser, der am 9. und 11. April alten Stils Galizien besuchte, ist überaus befriedigt von dem schönen Empfang, den ihm die Bevölkerung Galiziens bereitete, wie auch von der Ordnung, für deren Aufrechterhaltung die Bevölkerung selbst Sorge getragen hat. Se. Majestät geruhte der Bevölkerung Galiziens hiefür seinen allerhöchsten Dank auszudrücken. Ich bin glücklich, dies bekanntgeben zu können. Lemberg, 13. April 1915. Der General-Kriegsgouverneur Generaladjutant Graf Bobrinski.“

Eine zweite Kundmachung lautete:

„Se. Majestät der Kaiser geruhte, seine allerhöchste Befriedigung über den Besuch der Stadt Lemberg auszudrücken und bat mich, der Einwohnererschaft für den herzlichen Empfang,



Die erste Parouille in Lemberg.

den sie Sr. Majestät bereitete, wie auch für die Aufrechterhaltung der Ordnung seinen Dank auszusprechen. Für die Armen der Stadt Lemberg hat Se. Majestät allergnädigst 10.000 Rubel zu spenden geruht. Lemberg, 13. April 1915. Der General-Kriegsgouverneur Generaladjutant Graf Bobrinski.“

*

Unter der Fremdherrschaft in Lemberg.

Als die Russen am 3. September 1914 in Lemberg eingezogen waren, galt ihr erstes Bestreben der Russifizierung der galizischen Landeshauptstadt. Nachdem die Polizei, soweit sie nicht jüdischer oder deutschsprechender Herkunft war, in russische Uniformen gesteckt und anstatt mit dem Säbel mit Nagaiken ausgestattet worden war — die Waffen mußte sie sowie die ganze Bevölkerung von Lemberg unter Androhung der Todesstrafe abliefern —, bemühte sich der erste Kommandant, den Lemberg hatte, durch Einführung der russischen Zeitrechnung, durch das Gebot des Gebrauches der russischen Sprache in Amt und Schulen und durch gewaltsame Konvertierung der Stadt- und Landbevölkerung die galizische Hauptstadt ihres österreicherischen Charakters zu entkleiden. Die ersten vierzehn Tage der Russenherrschaft waren die schrecklichsten. Die Bevölkerung vermied es, wo sie nur irgend konnte, die Straße zu betreten, und insbesondere die jungen Mädchen hütete man ängstlich. Trotzdem unzählige Massen russischer Militärs durch die Straßen Lembergs zogen, Tischereßen, Kaufstapler, Finnen und mongolisch aussehende Volkstämme, hatte die Zivilbevölkerung im großen und ganzen in dieser Zeit nicht viel zu leiden. Abgesehen von den Räubereien der Kosaken, die friedlich einherwandernden Bürgern auf offener Straße Uhr und Ketten sowie Geldbörsen abnahmen, was aber niemals in den Hauptstraßen vorkam, ließen sich die russischen Mannschaften keine Übergriffe zuschulden kommen.

Vizebürgermeister Rutowski gab sich alle erdenkliche Mühe, Leben und Eigentum der Lemberger zu schonen. Er achtete nicht der ihm selbst drohenden Gefahr, er verfügte bald, nachdem er im Verein mit den Vizebürgermeistern den Russen die Stadt übergeben hatte, die Eröffnung von Volkstüchen. Denn die Lebensmittel wurden rar und ihre Preise stiegen zu schwindelnder Höhe. Am schlechtesten war die Lage der österreicherischen Staatsbeamten, denen ihr Gehalt nicht zugeführt werden konnte. Zweimal gelang es Dr. Rutowski, eine Aktion einzuleiten, durch welche den Beamten ein Drittel ihres Gehaltes mittels Bons der Stadtverwaltung von Lemberg ausbezahlt wurde. Das Drittel als Gehaltsauszahlung war jedoch nur

als Durchschnitt zu betrachten. Denn diejenigen, welche größere Bezüge hatten, bekamen einen kleineren Teil, die Beamten mit kleiner Gage einen größeren Bruchteil ihrer Gehalte ausbezahlt. Nachdem die Aktionen im Januar und Februar großen Beifall gefunden hatten, versuchte Dr. Rutowski, eine neuerliche Teilzahlung im April zu erwirken. Zu jener Zeit aber ging es den Russen schon schlecht, und so verweigerten sie aus Rache für ihre unangenehme Situation in den Karpathen den Lemberger Beamten Gehaltsauszahlungen.

Während die Preise für Lebensmittel in den ersten vierzehn Tagen der Russenherrschaft sehr hoch waren, man zahlte 80 Heller bis 1 Krone für ein Kilo Mehl, sanken die Preise tief, als die Russen viele Fuhrn voll Naturalien einzuführen begannen. Fleisch und Mehl, Hülsenfrüchte und Milch waren sehr billig. Das Rindfleisch kostete 1 Krone 50 Heller per Kilo, für Kalbfleisch zahlte man gar nur 70 bis 72 Heller. Der Zucker aber stieg im Preise und er kostete im November 1 Krone, im Februar schon 1 Krone 60 Heller bis 2 Kronen per Kilo. Sehr schlecht war es mit dem Brennmaterial bestellt. Eine Klafter Brennholz kostete 140 bis 160 Kronen (Normalpreis 40 bis 45 Kronen), Koks kostete 9 bis 12 Kronen per 50 Kilo. Da fanden die Bauern aus der Umgebung eine gute Erwerbsquelle. Sie entnahmen das Holz ganz einfach den umliegenden Wäldern und brachten es in Lemberg zu Markte. Die Russen verduteten die Mißwirtschaft, denn sie wollten die Bauernbevölkerung für sich gewinnen. Die armen Leute in der Stadt aber, welche die horrenden Preise für Brennmaterial nicht erschwingen konnten, schlichen sich heimlich an alle Planken, zu Bauplätzen und sogar in die Parkanlagen, um hie und da eine Latte zu erringen. Sehr billig waren die Eier, für die man nur 4 bis 5 Heller per Stück zahlte. Im Herbst kostete ein Kilogramm Butter den Maximalpreis von 9 Kronen, mit dem fortschreitenden Winter sank der Preis bis auf 6 Kronen herab. Milch kostete 20 bis 30 Heller per Liter. Russische Kaufleute brachten roten Kaviar um 80 Kopeken per Kilogramm, während der graue, ungesalzene Kaviar um 5 Rubel per Kilogramm verkauft wurde. Sehr teuer wurde Räucherfleisch bezahlt, 2½ Rubel für ein Pfund galt als kein zu hohes Verlangen. Oft und oft war die Bahnzufuhr aus Rußland unmöglich, weil die Strecke durch Truppentransporte verlegt war. Dann stiegen die Preise der Lebensmittel. Die einheimischen Kaufleute, die aus der Provinz nach Lemberg fuhrn, waren immer in Gefahr, ausgeraubt zu werden. Wenn sie nun das Risiko auf sich nahmen, Transporte auszustatten, wenn sie immer größere Summen Geldes mitnehmen muß-

ten, um Wagen, Pferde und Waren loszukaufen, dann mußten sie doch in Lemberg tüchtig aufschlagen und ihre Ware zu den teuersten Preisen verkaufen.

Der Verkauf geistiger Getränke war strengstens unterjagt, aber man schäuferte viel damit, und Offiziere und Mannschaften waren immer gute Abnehmer auch für den schlechtesten Fusel. So bezahlten Soldaten für einen Liter Rohspiritus bis acht Rubel. Ja, ein findiger Kaufmann fand ein Mittel, um den durstigen Kehlen der russischen Soldaten das scharfe Raß besonders mundgerecht zu machen. Er verschnitt einen Liter rektifizierten Spiritus mit zehn Liter Kaltwasser, so daß das „Getränk“ wie Feuer durch die Kehle rann, und verkaufte nun einen Liter Schnaps um sieben Rubel; er bekam also für einen Liter Spirit über 200 Kronen.

Die Stadt Lemberg gab Assignaten auf 100 Kronen Nominalwert aus, auf welche man Lebensmittel kaufen konnte. Der Kurs einer Assignate schwankte zwischen 36 und 38 Rubel, der offizielle Kurs war 33 Rubel per 100 Kronen. Die Kaufleute kalkulierten aber ihre Waren mit zweieinhalb Kronen für einen Rubel. Da kam der Gradonatschalnik von Lemberg auf eine glänzende Idee. Er ging in eine Bank und ließ sich 1000 Rubel in Kronen umwechseln. Er bekam zum offiziellen Kurs 3333 Kronen. Nun ging er in Geschäfte und ließ sich wieder privat das Geld in Rubel umwechseln. So bekam er 1560 Rubel und hatte ohne viel Mühe einen recht guten Verdienst. Die Banken aber kamen rasch hinter die Schliche des Herrn Stadthauptmannes, und als er seinen Kniff zu wiederholen versuchte, wiesen sie ihn ab und erklärten, nicht so viel Bedarf nach Rubeln zu haben.

Sehr teuer waren die Kleidungsstücke. Die Offiziersdamen allerdings, die alsbald in Lemberg eintrafen, merkten nicht viel davon. Denn in den verlassenen Wohnungen der wohlhabenden Bevölkerung, wo sie ihre Quartiere aufschlugen, gab es ja genug Toiletten. Die Damen ließen die Schränke öffnen und eigneten sich schlantweg die elegantesten Pelze und Toiletten an. Und was ihnen nicht paßte, ließen sie ungeniert bei den Schneiderinnen umändern. Die Preise für Schuhe stiegen immer höher, und ein Paar hohe Militärstiefel, die sonst höchstens 10 Rubel kosteten, wurden nun mit 20 Rubel bezahlt, für das Besohlen von Herrenschuhen zahlte man 8 Kronen 60 Heller.

Die Zeitungen durften selbstverständlich kein Wort über das bringen, was die Lemberger Bevölkerung am meisten interessiert hätte: über die Fortschritte der verbündeten Armeen.

Ein Teil der Lemberger Bevölkerung war am Anfang der Russenherrschaft den neuen Herren gar wohl gesinnt. Bis in den Januar hinein

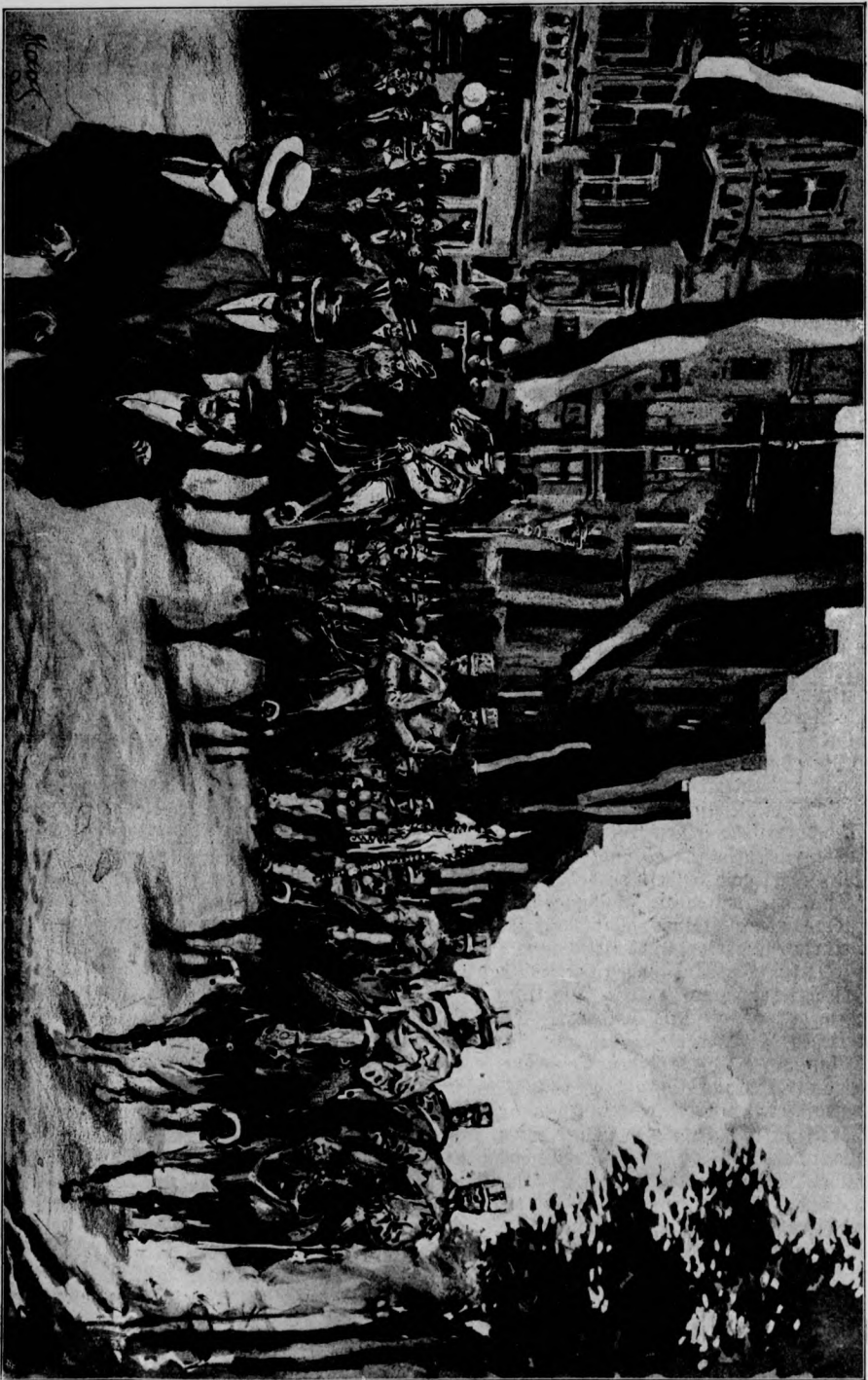
dauerte die Freundschaft, und die treuösterreichisch Gesinnten trauten sich selbst im intimsten Freundeskreis nicht mehr, ihre Hoffnungen auf den Entfall der Stadt auszusprechen. Denn die Wände hatten Ohren. Nicht Recht und Gerechtigkeit, sondern Spionenriechelei und Spitzeltum regierten. Als aber die Russen begannen, Ruthenen, Polen und Deutschsprachige gleich schlecht zu behandeln und nur russisches Wesen, russische Sprache und russische Sitten gelten zu lassen und die Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und der Konfession immer Ärger und Schikanen aussetzten, da wurden auch die Russophilen wieder kaisertreu.

Vor Przemysl hatten die russischen Soldaten eine geradezu wahnsinnige Angst. Sie sangen immer wieder und wieder ein Lied, das trotz der strengsten Strafen nicht mehr aus ihrem Mußschak verschwinden wollte: Rußland war, Rußland ist, Rußland wird sein, Przemysl wird aber selbst der Teufel nicht besiegen. Um die russischen Soldaten von ihrer Angst zu heilen, sagte man den neu einrückenden Regimentern in Lemberg: Hier seid ihr in Przemysl. Nun geht und schaut, ob es wirklich so schrecklich ist, wie man euch zu Hause einreden wollte. Die Soldaten gingen in der Stadt umher, besahen sich alles und sagten staunend: „Przemysl ist wirklich eine sehr schöne Stadt. Und gar nicht gefährlich ist es hier.“ Nach einigen Tagen allerdings wurden sie eines Besseren belehrt.

Die Geschäfte der geflohenen Bevölkerung wurden von den Russen geöffnet und die Waren verkauft. Vielsach bemühten sich Verwandte der Geflohenen um die Stellung eines Verwalters in den Geschäften, um so ihren Angehörigen Hab und Gut zu retten. Die eingenommenen Gelder mußten bei einer russischen Bank deponiert werden, wo sie angeblich für den Eigentümer reserviert wurden.

Die russischen Offiziere und Beamten, die sich Wohnungen nach Belieben aussuchen und sie beziehen konnten, bedienten sich nicht nur mit den zurückgebliebenen Vorräten und den Kleidern der Eigentümer, sondern nach und nach begannen sie auch die Möbelstücke der Wohnungen zu verpacken und in ihre Heimatsorte zu schicken. Eine besondere Vorliebe zeigten sie für Klaviere. Ein bekannter Lemberger Spediteur erzählt, daß er bis Mitte April nicht weniger als 600 Klaviere nach Rußland geführt hat. Die Leidenschaft der Russen für Klaviere war zweifacher Art. Aus den Städten führten sie sie weg und auf dem Land zerstückelten sie sie zu Brennholz.

Den größten Schikanen waren die Juden ausgesetzt. Abgesehen von den Verschickungen, von Exzessionen und Forderungen nach Löse-



Eingang der österr.-ungar. Truppen in das wiedereroberete Semberg.

Nach einer Zeichnung von E. Quak.

geld, war das Ärgste das ewige Herumschicken der Juden von der einen Stadt in die andere. Man sagte zu den Leuten: Binnen 24 Stunden müßt du Lemberg verlassen. Die Bedauernswerten verschleuderten ihr Hab und Gut, um nicht ohne Heller ins Exil zu wandern, und man brachte sie fort. Nach ein oder zwei Monaten aber gab man ihnen Befehl, wieder nach Lemberg zurückzukehren, und nun kamen sie ohne Heller Geld und ohne Waren und Möbel wieder heim und fielen der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last.

In den letzten Wochen vor der Wiedereinnahme wußte man ganz genau, was voring. Und obgleich die Russen anfangs ihre böse Lage zu verbergen trachteten, nahmen sich die Offiziere kein Blatt mehr vor den Mund und sprachen ohne Scheu vom Abzug. Die Bevölkerung Lembergs aber, deren Hoffnung von Tag zu Tag wuchs, deren Ohr seit zehn Tagen schon den immer näher kommenden Kanonendonner vernahm, traute sich trotzdem nicht, ihre Freude zu zeigen, denn sie fürchtete die Rache der Russen. Bis zum letzten Moment drohte Gefahr, so ließen die noch in den letzten Tagen einlaufenden Briefe durchblicken. Daß alles, was man fürchtete, nicht eingetroffen und daß Lemberg von den abziehenden Russen nicht in Flammen gesetzt wurde, ist der Bravour und dem Elan der stürmenden Truppen zu danken.

*

In einer Reihe von Fällen zeigte sich das russische System in seiner ganzen Krassheit. Aus dem österr.-ungar. Hauptquartier wurde beispielsweise gemeldet:

Von einem einwandfreien Zeugen, der während der Russenherrschaft in Lemberg lebte, werden nachfolgende Einzelheiten berichtet, die ein bezeichnendes Streiflicht auf die Bundesgenossen der Franzosen und Engländer im „Kampf der Zivilisation gegen die Barbaren Zentraleuropas“ werfen:

In Lemberg waren die dort ansässigen pensionierten Offiziere zum großen Teil zurückgeblieben. Am 1. November 1914 wurden sie vorgeladen und mußten versprechen, sich am 3. November, 7 Uhr früh, auf dem Bahnhof einzufinden. Nach Ausscheidung von 10 Offizieren, die der Gouverneur Bobrinski hohen Alters und krankheitshalber wieder heimischste, wurden die übrigen 55 nach Kiew, beziehungsweise die jüngeren nach Sibirien abgehoben. Dort wurden sie gleich kriegsgefangenen Offizieren behandelt, das heißt 25 bis 30 in einem Zimmer interniert, mußten auf Mannschafsbetten schlafen und gemöhnliche Mannschafstoft essen. Gehalt erhielten sie keines. Nach drei Monaten erlegten die in Kiew verbliebenen pensionierten Offiziere eine Ration von 3000 Rubel, worauf sie am 1. März Privatwohnungen beziehen durften. Sie erhielten aber fortab auch keine Verpflegung mehr und mußten ihren Lebensunterhalt aus den Unterstützungen bestreiten, die ihnen ihre Familien im Wege der Industriebank in Lemberg zukommen ließen.

Transporte kriegsgefangener Offiziere, die nach Lemberg gelangten, kamen nie mit Wagen, sondern

stets mit Fußmarsch an, überwacht von russischer, mit Nagaiten ausgerüsteter Mannschaft. Zivilisten, die den Offizieren Zigaretten oder Schwären geben wollten, wurden mit Knutenhieben bestraft. Der Augenzeuge selbst erhielt bei einer solchen Gelegenheit Knutenhiebe. Die gefangenen Offiziere wurden in das große Gefangenenhaus „Brygitti“ eingepferlt, zusammen mit Verbrechern und Geinidel. Dort erhielten sie nur wenig Nahrung (hauptsächlich Tee und Brot).

Ein Millionär aus Stanislaw wurde auch im „Brygitti“ inhaftiert. Als er sein Testament durch einen herbeigerufenen Notar im Arrest verfaßten ließ (er war für den Abtransport nach Sibirien bestimmt), war dieser Notar Zeuge der menschenunwürdigen Behandlung der Offiziere. Dieser Notar wurde von kriegsgefangenen Soldaten auf einen österreichischen Major aufmerksam gemacht, der bereits drei Tage nichts zu essen bekam und halbtot auf einer Stütze lag. Der Notar ließ für diesen Major Essen holen; die Wache ließ jedoch eine Verabreichung nicht zu. Es hat sich dann ein Komitee beim Stadtmagistrat gebildet, welches durch Bestechung der Wache (täglich ein bis mehrere Rubel) die Zustellung des Essens für die Offiziere ermöglichte. Wegen dieser schlechten Behandlung sollen zwei Offiziere Selbstmord begangen haben.

Ein Generalstabsarzt wurde Anfang Mai, nachts, von einem russischen Obersten, zwei Gendarmen, zwei Polizisten und zwei Soldaten arreziert und unter scharfer Bewachung in den Garnisonsarrest geschleppt. Bei der Arretierung schrieb der Oberst die siebzigjährige Gattin eines Generalstabsarztes, Tochter eines dereinst sehr berühmten hohen Generals, mit „du“ an und ließ sie im Hemd aus dem Bett steigen. Der Generalstabsarzt kam in eine kleine Zelle, in welcher sich schon vier russische und noch ein österreichischer Offizier befanden. Dort waren nur Strohhäde und nichts zum Zudecken. In der Wohnung des Generalstabsarztes wurden Uniformen, Dekrete, Diplome und Notizen weggenommen und nicht zurückerstattet. Als Verpflegung erhielt er dreimal täglich nur Tee und ein Stück Brot ausgeteilt. Die anderen russischen Offiziere erbarmten sich dann seiner und teilten ihr Essen mit ihm. Seiner Gattin wurde nicht erlaubt, ihm das Essen zuzustellen. Nach drei Tagen gelang es zwei Frauen, welche den Stellvertreter des Gouverneurs pflegten, die Bestreung des Generalstabsarztes zu erwirken. Derselbe verließ vollkommen gebrochen das Gefängnis.

Schlimm erging es jenen Wohnungen, deren Besitzer die Stadt verlassen hatten, ob es nun geflüchtete Zivilpersonen oder mit ihren Truppen ausmarschierte Offiziere waren. Russische Offiziere ließen die Türen aufbrechen und quartierten sich ein. Sobald sie Lemberg verlassen sollten, schleppten sie alle Sachen — hauptsächlich Klaviere — fort. Die Matressen der Offiziere benutzten die in den Wohnungen vorgefundenen Toiletten und fuhren in Autos spazieren. Im Korpskommandogebäude haben viele dieser Matressen gewohnt. Ganze Waggons von Möbeln wurden fortgeschleppt. Aus Kavernen und Spitätern wurden gleichfalls sämtliche Einrichtungsgegenstände, ja sogar die Bretter der Fußböden weggeschleppt. Unter den vollständig ausgeplünderten Wohnungen befindet sich auch das Palais des griechisch-katholischen Erzbischofes Grafen Szeptycki, der bekanntlich nach Rußland verschleppt wurde. Selbst die eingemauerten Wertgegenstände entgingen nicht dem Spürinn der Plünderer.

Unter der Russenherrschaft durfte selbstverständlich ein Judenpogrom nicht fehlen. An einem Sonntag im November verdrängte sich die Kunde, daß Juden angeblich einen russischen Soldaten geprügelt hätten. Hierauf umstellten Kosaken die jüdischen Häuser am Haliczterplatz, dann in der Soltkiewer und Krakauer Vorstadt und begannen sie zu beschließen. Hierbei fielen etwa 20 Juden, etwa 30 wurden verwundet.

In der Rechtspflege spielten die Knutenhiebe eine große Rolle. Ein Gerichtsbeamter stand eines Tages im Nachtgewand um 5 Uhr früh auf dem Balkon, mit dem Rücken gegen die Straße gefehrt, als russisches Militär vorbeimarschierte. Sofort wurde er in der Verfassung, wie er war, zum Polizeiamt geschleppt; dort erhielt er 25 Nagaitahiebe und wurde auf zwei Jahre nach Sibirien verbannt, weil er angeblich die russische Armee durch die mangelhafte Bekleidung, Zutreten des Rückens beleidigt habe. Große Geschäftsleute haben bis zu 25 Nagaitahiebe bekommen. Eine Unzahl Restaurantbesitzer wurden mit 3000 bis 5000 Rubel bestraft, weil sie Alkohol an russische Offiziere, die sie dazu gezwungen haben, verkauften. Namen dieser Restaurantreure sind in den Zeitungen verlaublich worden.

*

Die Lemberger Bevölkerung durfte sich während der Russenherrschaft wohl bis 10 Uhr abends auf den Gassen zeigen, aber man machte davon wenig Gebrauch, und um 8 Uhr abends lag Lemberg dunkel und verödet da. Um die Straßen zu beleben und gleichzeitig, um in den letzten Wochen Schanzarbeiter zu erlangen, ließ der Militärkommandant an verschiedenen Orten der Stadt Plakmusik spielen. Erst lockte dieselbe das Publikum an, als aber an einem einzigen Tag die Polizei- und Gendarmeriepatrouillen im Verein mit Soldaten 2000 Menschen zu Schanzarbeiten aufgriffen und sie zwangen, acht Tage lang russische Befestigungsarbeiten zu leisten, fand die Plakmusik keinen Besucher mehr. Die Patrouillen arretierten aber auch Ärzte und höhere Beamte, die erst, nachdem sie sich legitimiert hatten, freigelassen wurden. Das heißt wenn sie das Glück hatten, einen anständigen Beamten zu finden. Wenn nicht, muß-

ten sie Schanzen graben, ohne dafür bezahlt zu werden. Die Polizei in ihrem Übereifer hob aber auch in der Nacht auf eigene Faust die Leute aus den Betten aus, um sie zum Schanzengraben zu zwingen.

Die letzten Tage waren fürchterlich. Die Polizei feierte Orgien. Alle besonnenen Menschen hielten sich versteckt, um nicht ausgehoben und nach Rußland geführt zu werden. Niemand schlief in seinem eigenen Bett. Die Leute suchten Schlupfwinkel in Gärten und Krankenhäusern. Die Russen aber hatten zum Glück keine Zeit, vor ihrem Abzug so viel Unheil anzustiften, als sie beabsichtigt hatten.

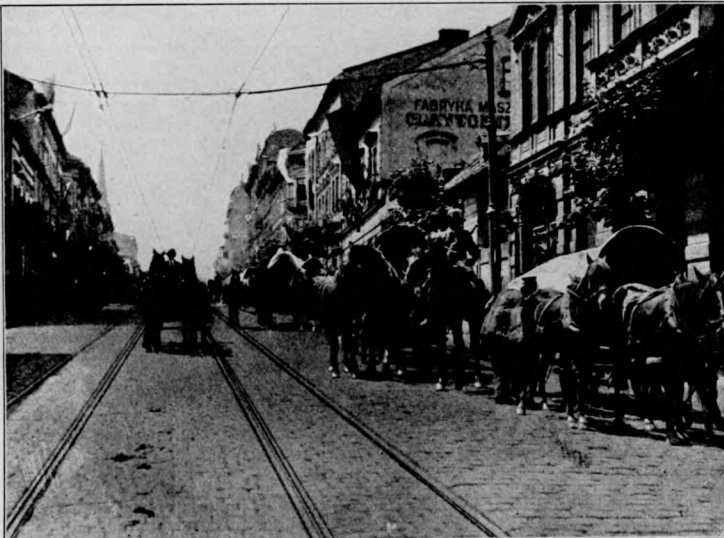
*

Lemberger Blätter berichteten über die letzten Tage der Russenherrschaft noch folgendes:

Mit dem Augenblick, da sich die Russen in der galizischen Landeshauptstadt nicht mehr sicher zu fühlen begannen, drang der Generalgouverneur Galiziens, Graf Bobrinski, auf die ungesäumte Ausweisung sämtlicher jüdischer Einwohner aus dem Lemberger Festungsgebiet. Der Gendarmeriekommandant widersetzte sich jedoch aus „technischen Gründen“ der Durchführung der Maßregel in dieser Ausdehnung, indem er die Vertreibung der wehrfähigen Juden im Alter von 18 bis 50 Jahren als ausreichend bezeichnete.

Die Petersburger Zentralregierung entschied im Sinne des vom Gendarmeriekommandanten gemachten Vorschlages, worauf am 17. Juni eine Kundmachung des Generalgouverneurs platziert wurde, welche sämtliche Militärdienstpflichtigen ohne Unterschied des Glaubens die Abreise nach Rußland mit den fahrplanmäßigen oder Coatluerungsügen „empfehl“.

Der Wortlaut der Kundmachung war so unklar abgefaßt, daß sich der damals geschäftsführende Vizebürgermeister Dr. Rutowski und der Leiter des Landesgerichtes, Luczkiewicz, genötigt sahen, vom Generalgouverneur Aufklärungen zu erbitten. Aus den Andeutungen des Grafen Bobrinski ging hervor, daß man es in diesem Fall mit einem ernstgemeinten Ausweisungsbefehl und keineswegs mit einem Vorschlag zur Güte, wie manche nach dem gewundenen Text der Verlautbarung anzunehmen geneigt waren, zu tun hatte. Überdies veröffentlichte das von den russischen Behörden inspierte Organ der Allpolen „Slowo Polskie“ eine Notiz des Inhaltes, daß diejenigen, die nicht rechtzeitig in den Besitz von zur Fahrt nach Rußland berechtigenden Papierschneiben gelangen werden, sich auf das Schlimmste gefaßt machen müßten. Infolgedessen verammelten sich im Rosciusztohaus die



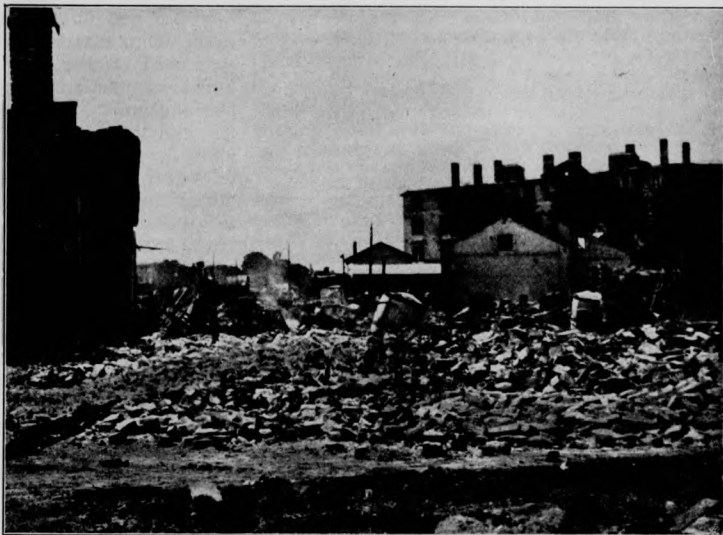
Deutscher Train passiert die Grodekstraße in Lemberg.

in Lemberg verbliebenen österreichischen Staatsbeamten und Richter, um zu beraten, was unter den obwaltenden Verhältnissen zu tun wäre. Die Konferenzteilnehmer beschloßen, sich um die Ausfertigung von Reiselegitimationen nicht zu bewerben, sondern eventuell der Gewalt zu weichen. Angesichts der Drohung, die Widerstrebenden würden in Fuhmärtschen den Weg ins Innere Rußlands zurückzulegen gezwungen werden, trafen bereits viele Einwohner Vorkehrungen für ihre eventuelle Etappenausrüstung. Der Preis der Rudtsche stieg mit einemmal von 1 Rubel 50 Kopeten auf 5 Rubel.

In der Stadt herrschte eine unbeschreibliche Aufregung. Gerade als die übereifrigen russischen Feldgendarmen im Begriff waren, die Männer im militärdienstpflichtigen Alter der Reihe nach einzufangen und über die Grenze zu schaffen, wurde die Garnison durch drei von der Höhe der Zitabelle abgegebene Alarmgeschüße davon in Kenntnis gesetzt, daß die österr.-ungar. Armee sich dem Lemberger Festungsgürtel genähert habe. Unter den Russen entstand eine fürchterliche Panik, wie toll rannten sie in den Straßen hin und her. Die Einwohner hüteten sich, ihre Wohnungen zu verlassen und harrten mit Resignation der Dinge, die da kommen sollten. Am Abend hörte man schon im Zentrum der Stadt Kanonendonner, der stets stärker wurde. Die Nacht verbrachte die Bevölkerung schlaflos.

Am nächstfolgenden Tag erfolgte der Abzug der Militär- und Zivilbehörden. Gleichzeitig wurden die „Geiseln“ der Stadt und die Kassen der Lemberger Bank nach Kiew befördert. Erzbischof Dr. Bilzewski, der sich gleichfalls auf der Proskriptionsliste befand, entging der Entführung dadurch, daß er sich im letzten Augenblick in einem Wirtschaftsgebäude des Dominikanerklösters verbar. Mittlerweile steckten die abziehenden Russen in mehreren Stadtteilen die Militärbaracken, öffentliche Gebäude und auch Privathäuser in Brand; es gelang ihnen aber in der Eile ihres Rückzuges nicht mehr, die städtische Wasserleitung, wie sie es vorhatten, zu zerstören. Sie führten acht österreichische Gefangene mit sich, die den zu den Fenstern hinausblidenden verschüchterten Einwohnern laut zuriefen, daß der Einmarsch unserer Armee unmittelbar bevorstehe. Als den österreichischen Patrouillen gubejubelt wurde, erschienen auf der Hauptstraße in einem Wagen die Erzbischöfe Dr. Bilzewski und Teodorowicz, denen die Menge lebhaftes Ovationen bereite. Die Zivilbevölkerung nahm viele verprengte Russen und Nachzügler der Armee Iwanow gefangen. Von den Außenwerken kam ebenfalls das 34. Infanterieregiment herbei, um sich an der Löshaktion zu beteiligen, da der riesige Feuerschein von der Ferne befürchten ließ, daß die ganze Stadt von den Russen in Brand gesteckt worden sei.

Von anderer Seite liegt noch folgender Bericht vor:



Die niedergebrannten Magazine des Hauptbahnhofes von Lemberg.

Was die schon während der zehnmonatigen Ruffenherrschaft schwergeprüfte Bevölkerung der Stadt in den letzten Tagen vor dem Abzug des Feindes durchgemacht hat, spottet jeder Beschreibung. Die Einwohner wurden in der unerhörtesten Weise gequält. Um sich für die empfindlichen Niederlagen, welche die russischen Truppen erlitten, zu rächen, wurde alles vernichtet und zerstört, was im öffentlichen Interesse auch nur halbwegs von Wert zu sein schien.

Bei den Brandstiftungen in der Stadt gingen die Russen, deren barbarische Kriegführung schon früher viele Opfer gefordert hat, planmäßig vor. Zur Vollführung des Vernichtungswerkes wurden mehrere Truppenabteilungen in die einzelnen Stadtteile abkommandiert. Eine Abteilung steckte schon am Sonntag die Bahngänge in Brand. Der Bahnhofplatz, vor welchem ringsherum ganze Stöße von Akten der Bahnamter unterlagen, bildete ein riesiges Feuermeer. Der erstickende Rauchqualm verbreitete sich nach allen Richtungen.

Der Vorstadtpebel kam aus seinen Schlupfwinkeln hervor und begann in den von den Flammen noch nicht ergriffenen Räumen des Bahnhofes zu plündern. Schränke, Schreibtische, Sessel, Bilder, Bücher usw. wurden fortgetragen und zu Spottpreisen zum Kauf angeboten. Aus den Bahnmagazinen verschwanden binnen kurzer Zeit die Kohlen-, Holz- und Seefischvorräte. Aus den Häusern der Bahnbeamten entwendete der Mob alles, was nicht niet- und nagelfest war. Während der Feuersbrunst schleppten mehrere Stroche der Grobeter Vorstadt aus der Wohnung eines Bahninpektors ein halbzertrümmertes Klavier in den Nachbargarten, um mit den Holzbestandteilen das Weite zu suchen.

Die Objekte der Bahnverwaltung brannten noch am Tag des Einmarsches der Truppen der Verbündeten mittags lichterloh. Zu dieser Zeit war das Geschützfeuer im Weichbild der Stadt deutlich hörbar. Am nächstfolgenden Tag vernahm man noch intensiveres Knattern der Maschinengewehre. Die gewaltigen Feuerfäulen an mehreren Stellen der Stadt, vor deren Toren der heftige Kampf tobte, machten auf die Ein-

wohnerschaft einen erschütternden Eindruck. Es entstand eine furchtbare Panik, und mit begreiflicher Sehnsucht wurde der Einzug der verbündeten Truppen erwartet.

Als nachmittags unsere Armee in die Stadt einrückte, atmete jedermann erleichtert auf. Beim Einmarsch spielten sich herabwiegende Szenen ab. Frauen und Kinder erkannten in den Reihen der einziehenden Truppen ihre Männer und Väter, denen sie einen jubelnden Empfang bereiteten. Jubor hatten die Russen die Stadt eilends verlassen. Ein Offizier der Feldgendarmarie und mehrere Kosaken hatten die russischen Fahnen vom Rathaus und von dem die Stadt überragenden Uniongebirgshügel herabgeholt. Gleichzeitig waren auf dem Unionhügel mehrere Minen zur Entladung gebracht worden. Der hierdurch angerichtete Schaden war jedoch nicht erheblich.

In der Urcatower Straße, gegenüber der Peter- und-Paul-Kirche, gaben die fortziehenden Russen noch mehrere Salven ab. Die Schießerei dauerte nahezu eine Stunde.

Die letzte Phase der Kämpfe in der Bukowina.

Ehe wir den verbündeten Armeen auf ihrem Vormarsch über die österreichischen Grenzen hinaus folgen, sei es uns gestattet, einen kurzen Rückblick auf die letzte Phase der Kämpfe in der Bukowina zu werfen.

Die Russen hatten zweimal den Pruth überschritten. Das erstmal im September 1914, bald nach Ausbruch des Krieges. Da die Hauptkräfte der österr.-ungar. Truppen damals in Galizien engagiert waren, konnte der russischen Flut kein Damm entgegengesetzt werden, so daß die Russen den nördlichen Teil der Bukowina bis zum Sereth widerstandslos besetzen konnten. Diese Invasion dauerte vom 2. September bis zum 20. Oktober 1914. Oberst Fischer, dem damals ein kleines Häuflein Landstürmer zur Verfügung stand, vollbrachte das bemerkenswerte Kunststück, die Russen zu zwingen, die von ihnen besetzten Teile der Bukowina zu räumen. Am 20. Oktober zogen sich die Russen über den Pruth zurück, konzentrierten ihre Kräfte im Nordosten des Landes und nahmen zunächst eine abwartende Haltung ein. Aber schon nach wenigen Tagen erkannten sie beschämt, daß sie eigentlich düpiert wurden und mit ihrer ganzen Übermacht dem kühnen Streich eines talentierten Offiziers zum Opfer gefallen waren. Sie versuchten nunmehr, diese Schlappe wettzumachen, schoben sich immer weiter an den Pruth heran und widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit dem unablässigen Streben, neuerlich den Pruth zu bezwingen und in Czernowitz einzufallen. Fünf Wochen bemühten sie sich darum, aber ihr Vorhaben sollte ihnen nicht leicht gelingen. Mit zwei Geschützen und etwa fünf Landsturmbataillonen hielt man die großen Scharen der russischen Ostarmee in Schach.

Mit dem Einzug der verbündeten Armeen in Lemberg war für die Stadt eine furchtbare Zeit vorüber; der neue Bivernverband hatte hier eine schwere, militärisch und politisch äußerst bedeutungsvolle Niederlage erlitten. Die russische „Dampfwalze“, die man in Paris und London schon über Budapest, Wien und Berlin rollen sah, alles unter sich zermalmend, rollte rückwärts, unaufhaltsam rückwärts. Die Kraft der großen Massen, auf die man felsenfest vertraut hatte, war gebrochen, an den Karpathen zerschellt, und nun wälzten sich diese Massen zurück; die riesige russische Armee bebte unter den Schlägen der verbündeten Truppen, die in meisterhafter Kriegskunst einen bisher unerhörten Erfolg erzielt hatten.

Und der deutsch-österr.-ungar. Siegeszug ging weiter.

Die Russen standen mit mindestens 15.000 bis 20.000 Mann jenseits des Pruth, hatten zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre und doch vermochten sie fünf Wochen lang nichts auszurichten. Nicht nur das, sie mußten auch die bittersten Enttäuschungen erleben. Die braven österr. und ungar. Landstürmer ließen ihnen keine Ruhe. Bei Tag und Nacht wurden sie zur anstrengendsten Wachsamkeit gezwungen und lebten so im Glauben, eine starke Macht vor sich zu haben, obwohl sie sich bei einiger Geschicklichkeit hätten überzeugen können, daß die auf allen die Stadt beherrschenden Höhen postierten Geschütze nichts anderes als feingezimmerte Pöller waren, hinter denen sie und da eines von den beiden Geschützen einige Schrapnelle über den Pruth sandte. Endlich wurden sie dieser strategischen Fopperei satt und rüsteten sich zu einem starken Angriff, zu dessen Durchführung sie neuerlich namhafte Kräfte heranzogen. Die österr.-ungar. Armee zog es nun vor, den Platz freiwillig zu räumen, um keine unnützen Opfer zu bringen, da sie damals keine verfügbaren Kräfte hatte, um die Pruthlinie gegen den vielfach überlegenen Feind länger zu verteidigen.

Am 26. November zogen sich die österr.-ungar. Truppen aus Czernowitz zurück und am 27. November überschritten die Russen neuerlich den Pruth und besetzten Czernowitz sowie das Gebiet bis zum Sereth. In diesen Stellungen verblieben sie bis Mitte Dezember. Um diese Zeit verfielen die Russen auf den für sie verhängnisvoll gewordenen Gedanken, über den Süden der Bukowina gegen die Karpathen vorzumarschieren, um hier einen Übergang zu versuchen, den sie anderwärts trotz der schwersten Verluste nicht bewerkstelligen konnten. Der Aus-

gang dieses Experiments kostete den Russen schwere Opfer, ohne auch nur den geringsten Erfolg zu erzielen. Wohl überfluteten sie plündernd und brandschlagend den Süden der Bukowina, mußten aber unter den schwersten Verlusten fluchtartig die besetzten Gebiete wieder räumen. Ihr Rückzug vollzog sich in kaum drei Wochen mit einer derartigen Raschheit, daß die siegreich ihnen nachdrängenden Truppen Österreich-Ungarns am 17. Februar 1915 bereits Czernowitz besetzen konnten. Der Feind war dezimiert und sammelte sich zunächst am linken Pruthufer. Er wurde infolge der erlittenen Verluste derart geschwächt, daß er lange zur Untätigkeit verurteilt war. Für Czernowitz begann indessen wieder eine schwere Zeit. Die Russen lagen nämlich knapp am Fuße der Stadt, die eigentlich belagert war. Täglich gab es Plänkelleien und Zusammenstöße zwischen den österr.-ungar. und den feindlichen Truppen. Doch diesmal war die militärische Situation für die ersteren eine ganz andere als die im Monat Oktober 1914. An der Spitze einer zwar kleinen, aber überaus tapferen Armeegruppe stand Oberstleutnant Papp, der die Russen von Westikanestie bis zum Pruth in wilder Flucht jagte und sie nunmehr vor Czernowitz in Schach hielt. Papp hatte immer eine mindestens fünf- bis sechsfache Übermacht gegen sich, die aber trotzdem nichts auszurichten vermochte. Die Russen versuchten fast täglich, sich an das Pruthufer heranzuschleichen und nach Czernowitz zu gelangen, aber immer mußten sie mit blutigen Köpfen zurückgehen.

Oberstleutnant Papp, der anfänglich für eine weitere offensive Bewegung viel zu schwach war, legte sich eine eigene Methode zurecht, nach der er die Russen behandelte. Diese Methode bestand darin, den Feind unablässig zu schwächen und ihn langsam, aber sicher zu dezimieren. Dies ist ihm auch vollständig gelungen. Er führte gegen sie einen Stellungskrieg, dessen Kosten immer die Russen bezahlen mußten. Endlich kam die Zeit, da die Russen endgültig aus der Bukowina verjagt werden sollten. Nach einer sorgfältigen Vorbereitung durch österr.-ungar. Artillerie ging die Gruppe Papp zur Offensive über, die mit einem Übergang über den Pruth am 18. März begann. Es war dies keine leichte Aufgabe, da die Russen die politische und moralische Bedeutung, die die Rückumkehr der Bukowina für sie haben mußte, richtig einschätzten und daher mit allen Mitteln sich dagegen sträubten. Sie leisteten daher heftigen Widerstand und die Kämpfe, die sich vom 18. bis zum 28. März abspielten, trugen einen überaus heftigen Charakter. Die Russen hatten sich in Sadagora, Mahala, Bojan, Nowosielica einerseits und bei Czernawka, Toporouk, Karancze

andererseits stark befestigt, und waren von dort nur schwer hinauszubringen. Dem Elan der österr.-ungar. Truppen ist es aber dennoch gelungen, den Feind unter schweren Verlusten zu werfen und ihn fast aus der ganzen Bukowina zurückzudrängen; bis auf Bojan und Nowosielica, wo der Feind Betonbefestigungen auführte, war der ganze Norden der Bukowina gesäubert. Die österr.-ungar. Linie ging im Nordosten bis knapp vor Bojan, während sie im Nordwesten die letzten Ausläufer erreichte und an der bukominisch-bekarabischen Grenze ihren Stützpunkt hatte. In dieser Stellung verharrete sie bis zum 10. Mai 1915.

Um diese Zeit machten sich nämlich die Vorgänge am Dnjestr für die österr.-ungar. Stellung am Pruth sehr nachteilig fühlbar. Es war kurz nach dem glorreichen Durchbruch bei Gorlice, der die Russen mit größter Wucht zurückdrängte. In ihrer Bedrängnis versuchten sie sich an vielen Stellen zu sammeln und so kam es, daß sie starke Kräfte zwischen Dnjestr und Pruth konzentrierten, die die österr.-ungar. Truppen nötigten, sich vom Nordosten der Bukowina zurückzuziehen und die Front auf das rechtsseitige Pruthufer zu verlegen. Die österr.-ungar. Truppen befanden sich also wieder in enger Nachbarschaft mit den Russen. Denn kaum hatten sie die über den Pruth führende Brücke hinter sich, rückten die Russen immer vor und besetzten neuerlich das Pruththal sowie die um Sadagora sich gruppierenden Anhöhen. Da es nicht in der Absicht der österr.-ungar. Heeresleitung lag, ihnen vorläufig Widerstand zu leisten, so ließ man sie auch in Sadagora einziehen. Zwischen Sadagora und Czernowitz liegt die kleine Dorfgemeinde Zuczka, die sich bis knapp an das linke Pruthufer dehnt. Auf dem halben Weg zwischen Czernowitz und Zuczka geboten die österr.-ungar. Truppen den Russen halt. Die österr.-ungar. Truppen setzten sich auf dem rechten Pruthufer fest, wobei sie aber auch den Brückenkopf von Zuczka in ihre Front einbezogen, wodurch sie die Möglichkeit hatten, das Zentrum der russischen Truppen zu überblicken und unter Feuer zu nehmen. Für Czernowitz begann nun wieder eine ziemlich bewegte Zeit, da zwischen der Stadt und der feindlichen Front eine Distanz von höchstens 1500 Meter lag. Sehr häufig gab es während des Tages mehr oder minder heftige Artillerieduelle, die man von Czernowitz aus mit freiem Auge beobachten konnte. Die Nächte benutzten die Russen oft zu Nahangriffen, indem sie ihre Schwärme unter dem Schutz der Dunkelheit gegen das Pruthufer vorrückten und Gewehre und Maschinengewehre in Aktion treten ließen. Unsere wachsamsten Truppen kannten bereits zur Genüge die Gewohnheiten des Feindes und erteilten sie rechtzeitig.



Zerförzte Brücke über den Pruth bei Czernowitz.

Nicht weniger als zweiundzwanzigmal unternahmen die Russen in der Zeit vom 10. Mai bis 9. Juni nächtliche Durchbruchversuche mit dem Ziel, einen Übergang über den Pruth zu erzwingen. Aber immer war das Resultat für den Feind ein sehr klägliches. Nach jedem Versuch gingen sie fluchtartig durch, zahlreiche Verwundete und Tote mit sich schleppend. Diejenigen, die sich näher gewagt hatten, wurden gefangen oder sie fanden den Tod in den Wellen des Pruth. Diesem Zustand mußte ein Ende gemacht werden. Am 9. Juni erhielten die österr.-ungar. Truppen den Befehl, auf der ganzen Pruthlinie bis hinauf zum Dnjeßtr die Offensiv- zu ergreifen. Der 9. Juni war ein Mittwoch und ein Landesfeiertag. Schon in aller Frühe eröffneten unsere Geschütze das Feuer auf die russischen Stellungen, die sichtlich ins Wanken gerieten. Die Russen erwiderten zwar anfänglich ziemlich lebhaft, aber bald waren zwei Batterien außer Wirkung gesetzt, während die anderen aus einem anderen, sehr triftigen Grund verstummten — es fehlte ihnen nämlich die Munition. Am Abend wurde der Kampf etwas schwächer, doch ahnten die Russen, daß es sich nur um eine kleine Unterbrechung handelte. Am 10. Juni um 4 Uhr morgens meldete sich die österr.-ungar. Artillerie neuerlich zum Wort. Gegen 10 Uhr vormittags konnte die ganze Czernowitzer Bevölkerung ein gewaltiges kriegerisches Schauspiel beobachten. Angesichts der strahlenden Sonne und unter der äußerst heftigen Wirkung der russischen Geschütze, für die mittlerweile Munition verschafft wurde, gingen die österr.-ungar. Truppen, Kroaten, Ungarn und polnische Legionäre, in zwei Kolonnen vor. Die Russen schossen wie wahnsinnig, ohne auch

nur einen Österreicher von seinem Vorhaben abzuhalten. Daß diese auf offenem Gelände vorrücken konnten, ohne von den feindlichen Geschossen erreicht zu werden, ist auf eine geschickte Umgehung zurückzuführen, die vorher in allen Details festgelegt und nach einem bestimmten Plan ausgeführt wurde. Während die Russen sich auf einen Frontalangriff vorbereiteten und ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Brückenkopf von Zuczka verschwendeten, ließen die österr.-ungar. Truppen an dieser Stelle einen Angriff durch Kavallerie markieren; die Hauptkräfte schwenkten indessen nach links ab, rückten gegen Zadubrowka im Bogen und griffen so den Feind von der linken Flanke an. Hier kam es nun zu einem heftigen Handgemenge, welches mehrere Stunden dauerte und schließlich damit endete, daß die Russen unter schweren Verlusten aus Sadagora fluchtartig zurückgingen. Die Angriffs-lust der österr.-ungar. Truppen und ihre Ausdauer waren derart gesteigert, daß sie den Kampf den ganzen Tag und fast die ganze darauffolgende Nacht fortsetzten. Um 4 Uhr morgens befand sich bereits Oberstleutnant Papp mit seinem Stab in Mahala. Die Russen versuchten in Bojan, wo sie, wie erwähnt, stark besetzt waren, sich zu einem letzten heftigen Widerstand aufzuraffen, aber vergebens. Sie wurden auch von hier geworfen. In logischer Folge mußten sie auch Österreichisch- und Russisch-Kowosselica räumen. In westlicher Richtung, im Raum von Karancze, ereilte sie ein gleiches Schicksal, so daß sie eiligst auf bekarabisches Gebiet zurückgingen, von den österr.-ungar. Truppen immer hart bedrängt und verfolgt.

Am Sonntag, den 13. Juni, stand Czernowitz im Zeichen eines glänzenden Sieges der österr.-ungar. Truppen und gab sich in freudigster Stimmung dem Gedanken hin, daß nun kein Russe mehr auf Bukowinaer Boden stand.

Dieser mit ungewöhnlichem Elan geführte Stoß kostete den Russen schwere Opfer an Toten und Verwundeten. Etwa 1500 Gefangene, die nach Czernowitz gebracht wurden, waren das sichtbare Zeichen der schwierigen, aber mit Erfolg durchgeführten Aktion. Freilich versuchten die Russen zwei Tage später sich neuerlich zu sammeln und mit neuerlich herangezogenen frischen Kräften die österr.-ungar. Truppen hart an der Grenze anzugreifen. Aber es blieb beim Versuch. Es kam wohl zu blutigen Gefechten, die aber im-

mer ungünstig für die Russen endeten. Wohl haben auch die österr.-ungar. Truppen bei diesen Kämpfen Verluste gehabt, doch sind sie im

Verhältnis zu denen des Feindes als gering zu bezeichnen.

*

Die Fortsetzung der Offensive in Galizien.

Lemberg war den Russen wieder entzogen; es galt, die Massen des geschlagenen Feindes nunmehr vollständig aus Galizien zu vertreiben. Kein Augenblick wurde versäumt; galt es doch, zu verhindern, daß die durcheinandergeworfenen russischen Kräfte sich wieder ordneten und auf erneuten Widerstand einrichten konnten. Schon am 24. Juni 1915 teilte der österr.-ungar. Generalstabsbericht mit:

Die allgemeine Lage in Ostgalizien hat sich nicht geändert. Südlich und nordöstlich von Lemberg sind Kämpfe mit starken russischen Nachhuten im Gang.

Am oberen Dnjestr wurden Mikolajow und Zhdaczow genommen. Flußabwärts letzterer Stadt sind die verbündeten Truppen unter heftigen Kämpfen an mehreren Stellen auf das nördliche Dnjestrufer vorgeedrungen.

Zwischen Weichsel und San setzt der Feind den Rückzug fort. Nördlich der Weichsel wurden russische Nachhuten über die Kamienna zurückgeworfen. Ostrowiec und Sandomierz sind von unseren Truppen besetzt.

Deutscherseits wurde gemeldet:

Die Armee des Generals v. Linsingen hat den Dnjestr überschritten; zwischen Halicz, das vom Feind noch gehalten wird, und Zurawno steht sie in heftigem Kampf auf dem Nordufer; anschließend bis zur Gegend östlich von Lemberg und von Zolkiew wurde die Verfolgung fortgesetzt. Zwischen Kawa-Rusta und dem San bei Ulanow hat sich nichts Wesentliches ereignet.

Im San-Weichselwinkel sind die Russen bis hinter den Sanabschnitt zurückgegangen; auch auf dem linken Weichselufer, südlich Iłża, weichen sie nach Norden aus.

Tags darauf, 25. Juni, meldete der amtliche Bericht die Fortsetzung der Kämpfe zwischen Halicz und Zurawno am nördlichen Dnjestrufer. Gegenangriffe der Russen wurden abgewiesen; der eigene Angriff schreitet vorwärts. Über Zhdaczow vordringend wurde Chodorow genommen. Das südliche Sanufer ist vom Feind frei.

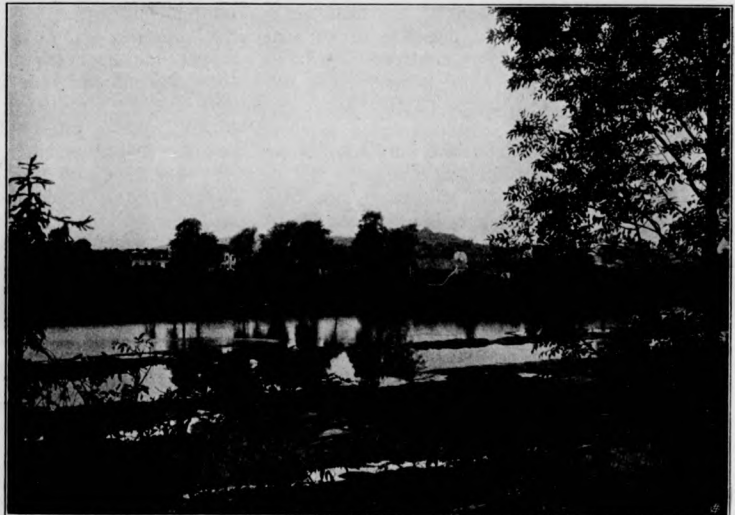
Auch in Polen gehen die Russen zurück. Die verbündeten Truppen verfolgen gegen Zawichost, Dzarow und Sienna.

Der deutsche Bericht meldet eine Zurücknahme von Teilen der Armee des Generals v. Linsingen nordwestlich von Halicz bei Martinow vor überlegenen feindlichen Gegenangriffen auf das Südufer des Dnjestr. Hier versuchten die Russen eine Gegenoffensive; sie scheiterte an dem ehernen Wall der verbündeten Truppen.

Am 26. Juni meldete der österr.-ungar. Generalstab:

Die Ostgruppe der Armee Pflanzers schlug zwischen Dnjestr und dem Pruth den Ansturm weit überlegener russischer Kräfte neuerdings ab.

Im Verlauf dieser Kämpfe gelang es dem Feind, unsere Front an einer Stelle zu durch-



Landschaft am Serethfluß.

brechen. In mehreren Reihen nachts zum Angriff vorgehend kam die vorderste feindliche Linie, da sie vollkommen unbewaffnet war, die Hände als Zeichen der Ergebung hoch erhoben hielt, daher nicht beschossen wurde, bis an unsere Stellungen heran. Unmittelbar vor diesen warfen die Russen die in den Monturtafchen verborgen gehaltenen Handgranaten gegen unsere Schützengräben, worauf die rückwärtigen Reihen des Feindes vorstürmten. Eingetroffene Verstärkungen von uns warfen nach schwerem Kampf die Russen aus den Stellungen wieder zurück und nahmen mehrere hundert gefangen.

Tagsüber und auch heute nachts wiederholte der Feind die Sturmangriffe an verschiedenen Stellen der Front. Alle diese Vorstöße der Russen wurden unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen.

Unsere Gefechtsfront ist vollkommen unverändert. Das Honvedhusarenregiment Nr. 6 und kroatische Landwehr haben sich in diesen Kämpfen besonders ausgezeichnet. Vor der übrigen Front der Armee Pflanzler herrscht Ruhe.

Auf den Höhen nordöstlich Zurawno und bei Chodorow dauern die Kämpfe fort. Die verbündeten Truppen erstürmten mehrere Ortschaften und wiesen russische Gegenangriffe ab.

Die sonstige Lage in Galizien ist unverändert.

In Russisch-Polen haben sich an der Linie Zawichost—Sienna—Iza Kämpfe entwickelt.

Der deutsche Bericht besagte:

Die Armee des Generals v. Linsingen ist im fortschreitenden Angriff auf dem nördlichen Dnjestrufer. Das rechte Ufer wird vom Gegner noch bei Halicz gehalten. Seit Beginn ihres Angriffes über diesen Fluß am 23. Juni nahm die Armee 3500 Mann gefangen.

Zwischen dem Dnjestr und der Gegend östlich von Lemberg wird weiterverfolgt.

Der kleine Rückschlag bei Halicz war also bereits wieder ausgeglichen; die Armeen drangen weiter vor.

Am 27. Juni 1915 besagte der österr.-ungar. Generalstabsbericht:

Nach der Niederlage bei und südlich Lemberg zogen sich die Russen mit den Hauptkräften in östlicher Richtung zurück und stellten sich auf den Höhen östlich der Dawidowta, östlich Miklaszow und bei Jariczow Starj neuerdings mit starken Kräften. An dieser Front haben unsere Truppen in mehrtägigen Kämpfen die Vorstellungen des Feindes genommen, sich bis auf Sturmabstand an die feindliche Hauptstellung herangearbeitet und sind schließlich an zahlreichen Stellen in diese eingedrungen. Namentlich

im Abschnitt bei und südlich Bobrka wurde der Gegner aus einem zusammenhängenden Frontstück geworfen. Seit heute früh sind die Russen wieder auf der ganzen Front im Rückzug.

Auch nördlich Zolkiew und nördlich Rawaruskawo weicht der Feind vor verfolgenden verbündeten Truppen.

Am oberen Dnjestr dauern die Kämpfe fort. Deutsche Truppen haben nach hartem Kampf die Höhen bei Bucaczowce erstürmt.

Flugabwärts Halicz und an der bekarabischen Grenze herrscht im allgemeinen Ruhe.

In den Kämpfen der letzten Tage hat die Armee Böhmer-Ermolli allein vom 21. bis 25. Juni 71 Offiziere und 14.100 Mann gefangen und 26 Maschinengewehre erbeutet.

Der deutsche Bericht besagte darüber:

Deutsche Truppen haben nach hartem Kampf die Höhen des nördlichen Dnjestrufers zwischen Bucaczowce (nordwestlich von Halicz) und Chodorow gestürmt und in der Verfolgung die Gegend von Frehorow (halbwegs Zurawno—Kohatyn) erreicht.

Feindliche Stellungen nordwestlich von Rawaruskawo wurden von hannoveranischen Truppen genommen; wir machten dabei 3300 Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre. Auch bei dieser Gelegenheit wandten die Russen ihren Brauch, unsere Truppen durch Winken mit weißen Tüchern heranzulocken, um sie dann niederzuschießen, an. Diese russischen Truppenteile wurden vernichtet.

Die ganze russische Front, welche die Böhmer-Ermolli-Armee östlich Lemberg und die Madenschen-Armee anschließend weiter nördlich verfolgten, wich unter dem mächtigen Ansturm der österr.-ungar. und deutschen Truppen zurück; sie mußte die vorbereiteten Aufnahmestellungen räumen, und auch der Ansturm gegen die zwischen Dnjestr und Pruth stehende Armee Pflanzler-Baltin, die unerschütterlich der Gegenoffensive standgehalten hatte, ließ nach.

Am 28. Juni war Halicz erobert. Der österr.-ungar. Generalstab meldete über dieses wichtige Ereignis:

Die verbündeten Armeen in Ostgalizien verfolgen. Sie erreichten gestern unter fortwährenden Nachhutkämpfen nordöstlich Lemberg die Gegend Kłodzianko—Zadworze, dann mit Vortruppen den Swirz, der im Unterlauf schon überschritten wurde.

Halicz ist in unsere Besitz. Das südliche Dnjestrufer aufwärts Halicz ist vom Feinde frei. Nach fünftägigen schweren Kämpfen haben die verbündeten Truppen der Armee Linsingen den Dnjestrübergang erzwungen. An der übrigen Dnjestrfront herrscht Ruhe.

Truppen der Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand erstürmten gestern Plazow (süd-

westlich Karol) und drangen heute nachts in die feindlichen Stellungen auf den Höhen nordöstlich des Ortes ein. Die Russen sind im Rückzug über Karol.

Der deutsche amtliche Bericht lautete:

Halicz wurde von uns besetzt; der Dnjestr ist heute früh auch hier überschritten worden. Damit ist es der Armee des Generals v. Vinzingen gelungen, auf ihrer ganzen Front nach fünftägigen schweren Kämpfen den Übergang über diesen Fluß zu erzwingen. Weiter nördlich verfolgen unsere Truppen den geschlagenen Feind gegen den Gnila-Lipaabschnitt.

Seit dem 23. Juni nahm die Armee Vinzingens 6470 Russen gefangen.

Nordöstlich von Lemberg nähern wir uns dem Bugabschnitt, weiter westlich bis zur Gegend von Ciechanow sind die verbündeten Truppen im weiteren Vorgehen; sie machten mehrere tausend Gefangene und erbeuteten eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre.

*

Den Kampf um Halicz schildert Molnar folgendermaßen:

In der heißen Mittagsonne ziehen Wagen und Reiter über die Kriegsbrücke des Dnjestr, die beiseiden neben einer mächtigen Eisenbahnbrücke nach Halicz führt. Die Eisenbrücke ist geprenzt, ihr mittlerer Teil in den tiefen Fluß gestürzt. Von der Kriegsbrücke blüht man staunend zu der zerbrochenen Eilentruckstation auf, die in Turmhöhe an beiden Ufern in die Luft ragt. In der Mitte ein klaffendes Loch, und darunter flüht schmutziggelbes Wasser dahin. Die Soldaten sagen, es sei das seltsamste Wasser der Welt; im Sonnenschein ist es tabakgelb, bei trübem Wetter schwarz. Von schwarzem Wasser höre ich das erstemal. Jetzt eilt es gelb und zornig unter den Eisentraversen irgendwohin. Während ich so von unten, aus der Mitte des Flusses, zur Brücke hinausschaue, wird mir schwindlig bei dem Gedanken, daß zwischen den beiden heilen Stützen der Brücke, über das von der Sprengung gerissene Loch, sozusagen auf einem Brett, eine ganze Division marschiert ist. Während sie in der sengenden Sonne und in schwindebender Höhe auf einigen Brettern über den bösen Dnjestr marschieren, beschossen die Russen diese schwankenden Bretter ohne die kleinste Pause mit schweren Granaten. Schließlich schritt ein Mann in einem Abstand von hundert Schritten hinter dem anderen her. So balancierten sie einzeln auf das jenseitige Ufer hinüber. Neben ihnen, vor ihnen, hinter ihnen explodierten die schweren russischen Granaten. Es gab Augenblicke, da man sie vom Ufer aus nicht sehen konnte: die im Wasser explodierenden Granaten schleuderten das gelbe Wasser und den Schlamm dreißig bis vierzig Meter hoch hinauf, Wassertrichter sprangen empor und stürzten auf sie herab. Wenn sich für einen Augenblick der Rauch teilte und die Millionen Tropfen und Stäubchen des aufgeschleuberten Wassers in der Luft zerflatterten, waren vom Ufer aus die Hechtgrauen wieder zu sehen, wie sie einzeln, unerschütterlich auf dem schmalen Steg marschierten, hinüber nach dem anderen Ufer, wo die Russen ihrer im Graben mit schußbereiten Gewehren harrten . . .

Jetzt ist Halicz still, und still ist die große Brücke. Hier lebe ich jetzt zwischen denselben Hechtgrauen, von denen das gelbe Wasser mehr als einen mitgeführt hat, hinunter gegen Rußland. Die Gelegenheit ist da, die

Geschichte dieser wunderbaren und blutigen Waffentat, die Erstürmung des Haliczer Dnjestrbrückentopfes, zusammenzustellen. Vor mir liegen die amtlichen Dokumente, um mich herum leben die wunderbaren Menschen, die diese Schlacht gekämpft haben.

Der Haliczter Brückentopf hält alle wichtigen Landstraßen, Brücken, Eisenbahnen, Dämme dieser Gegend in der Hand. Es war also für die Russen eine Lebensfrage, ihn zu behalten. Dann war dies auch die Ecke der russischen Linie; bis hieher zog sie in nordüblicher Richtung, hier wandte sie sich plötzlich gegen Osten. Wir hatten Halicz bereits vor dem Krieg mit Verteidigungsstellungen stark besetzt. Die Russen besetzten Halicz, während sie dort die Herren im Süden waren, mit drei weiteren Linien. Sie zogen auf dem südlichen Ufer des Flusses einen Halbkreis; in der Mitte dieses Halbkreises lag Halicz, die große Eisenbahnbrücke und daneben noch fünf Holzbrücken, über die sich Menschen und Kanonen wie Hutwellen ergossen. All dies mußte ihnen weggenommen werden. Die deutsche Südarmee betraute das ihr einverleibte Armeekorps Hofmann mit dieser Aufgabe. Peter Hofmann schuf sich im Herbst des vorigen Jahres eine Armee aus ungarischen und österreichischen Landsturmluten; mit diesen schlägt er sich nun bald ein Jahr. Jetzt kämpft das Korps, bereits großartig organisiert, zusammen mit den Deutschen. Es war eine Auszeichnung für das Korps, daß man ihm Halicz anvertraute.

Einfach losgehen auf diesen unsinnig besetzten Halbkreis, war unmöglich. Man begann also damit, daß man verjagte, die Russen aus dem in der Mitte des Halbkreises liegenden Halicz „hinauszufeln“. Die sehen dort wie die Spinne in der Mitte ihres Netzes. Am linken Rand des Halbkreises, zehn Kilometer oberhalb von Halicz, führte Oberst Bolzano zwei Regimenter über den Fluß — die Mannschaft durchwatete das Wasser, das ihr bis an den Hals reichte, in heftigem Gewehrfeuer — und fixierte damit den Halbkreis, um zu verhindern, daß die Russen ihn nach Belieben erweitern. Bolzano meldet, daß er nach tapferem Kampf das Ufer erreicht hat, daß ihn von dort keine Anstrengung der Russen zurückwerfen könne, daß er dort bleibe und tausend russische Tote zähle. Jetzt, da solcherart die Grenze gezogen ist, stellen sich im großen Halbkreis zehn Kanonenbatterien und eine 305-Zentimeter-Wörserbatterie außerhalb des russischen Halbkreises auf, um diesem ins Herz feuern zu können.

Die Infanterie überwindet in zweiwöchigem blutigen Kampf die beiden ersten Verteidigungslinien und gelangt zur dritten bis vor Sotal. Täglich bearbeiten unsere Kanonen zwei- bis dreimal den russischen Halbkreis und dessen stärksten Punkt, Sotal. Um Sotal herum war unsere Artillerie so aufgestellt, daß sie den Ort aus allen Richtungen beschießen konnte; in einem Winkel von 280 Grad hatte sie ihn förmlich umklammert. Die Landtruppe, auf der die Russen aus Halicz Soldaten und Material nach dem bebrängten Sotal landeten, hielten unsere 305-Zentimeter-Wörser unter Feuer. Am stärksten wurde nachts geschossen, weil man voraussetzte, daß Menschen und Munition im Dunkel der Nacht Sotal zu erreichen trachten. Dazwischen fällt Granate über Granate auf Sotal und sprengt und zerrümmert die russischen Verteidigungswerte, die Gräben, Schanzen, Drahtfelder, aus Holzstämmen gezimmerten Baufestungen. Gleichzeitig sehen sich auf dem Dnjestr 30 bis 40 Bierfässer voll Sprengmaterial in Bewegung. Hauptmann Schübert improvisiert diese schwimmenden Minen, die langsam den Dnjestr hinabgleiten, auf die fünf Holzbrücken, die vor der Eisenbahnbrücke liegen. Jetzt zerbröckelt also der Halbkreis von Stunde zu Stunde, und als die Bierfässer drei von den fünf Holzbrücken in die Luft gesprengt haben, geraten die Russen in eine schwierige Situation: wenn wir den Halbkreis durchbrechen und sie auf das jenseitige Ufer des Dnjestr

zurücklaufen müssen, haben sie von ihren sechs Brücken nur mehr drei zur Verfügung. In Halicz, das diesseits des Flusses liegt, entsteht große Aufregung. Das wissen wir bereits von den Gefangenen. Der russische Befehlshaber sendet die Meldung hinter die Front, daß es ihn vor Halicz zu eilen beginne. Man schickt ihm den Befehl, er möge bleiben.

Nun schiebt der Artilleriekommandant einen 30,5-Zentimeter-Mörser vor, bis dicht hinter die in der Schwarmlinie liegenden Soldaten, und läßt auf Halicz, in die Nähe des russischen Befehlshabers, feuern. Der russische Befehlshaber sammelt die zersprengten Stücke des Geschosses — ich sah solche Stücke in Przemysl und konnte kein einziges vom Boden aufheben — packt sie auf einen Wagen und schickt sie seinem Vorgezogenen; er möge sich gut anschauen, womit man ihn bewirft, und dann sagen, ob man unter solchen Umständen weiter in Halicz bleiben könne. Auch das wurde von gefangenen russischen Offizieren erzählt. Ferner erzählten sie, daß nach dieser Mitteilung die ganze russische Artillerie wie ein Fächer, der sich zusammenfaltet, aus dem Halbkreis ausog, in Halicz einrückte und von dort über die übriggebliebenen Brücken nach dem jenseitigen Ufer hinübermarschierte. Auf dem jenseitigen Ufer öffnete sich der Kanonensächer wieder, und der Halbkreis, der bisher südlich des Dnjestr stand, umfaßte jetzt die Brücke auf dem nördlichen Ufer. Bisher wandte sich der Bauh des Halbkreises uns zu, jetzt war er zu einem fontänen Halbkreis geworden. Einen Augenblick liegt Halicz im Mittelpunkt eines geschlossenen Kreises: an dem Mittelpunkt fließt der Dnjestr vorbei, wie wenn eine Linie den Buchstaben O in der Mitte durchschnitte. Der Halbkreis oberhalb der Linie ist die russische Artillerie, der unterhalb der Linie die unsere. Dazwischen Sturm. Sotaf fällt, unsere Infanterie stürmt in Halicz ein, um die Russen über die Brücke zu verfolgen; diese sprengen aber den Unteren die eiserne Brücke vor der Nase in die Luft und bleiben auf dem jenseitigen Ufer in abwartender Haltung stehen.

Der untere, alte Halbkreis gehört also uns. Wir stehen auf dem Ufer, den Russen gegenüber, und jetzt kommt der schwerere Teil der Arbeit: über den Dnjestr hinübergutommen. Ein Zögern ist ausgeschlossen, in der Nacht vom 27. auf den 28. Juni müssen wir über den Fluß hinüber.

Brückenmaterial ist nicht bei der Hand. Es würde aber auch nichts nützen; denn wer am Ufer den Kopf aus dem Graben steckt, wird niedergeschossen. Auf jede Bewegung antwortet man vom jenseitigen Ufer mit Gewehr- und Geschützsalven. Ein Honvedregiment, das mit dem Übergang über den Fluß den Anfang zu machen haben wird, harrt in unbeweglicher Stille des Befehles. Sechs Kilometer unterhalb von Halicz täuschen andere Truppen einen Übergang vor, ziehen auch von der Gegend der Eisenbahnbrücke Truppen des Feindes ab, aber nicht genug. Es ist mondhele Nacht, die ganze Gegend schwimmt in hellem Silberlicht — es wird erzählt, daß man lesen konnte. Ganz vorn auf unserem Ufer, in der äußersten Linie der Infanterie, stehen Feldgeschütze, die das jenseitige Ufer mit Kartätschen beschießen, stellenweise auf eine Entfernung von hundertfünfzig Schritt, also nicht weiter, als auch eine Taschenpistole trägt. Das ist in diesem Krieg vielleicht noch überhaupt nicht vorgekommen. Alles vergebens, man konnte sich nicht rühren. Doch über den Fluß hinüber — mußte man. Der Mond beleuchtet die Brücke fast taghell, die Hoffnung wird immer geringer. So stehen sie hier bis morgens 2 Uhr — umsonst, in den Tod schicken kann man die Leute nicht. In der hellen Nacht ist jede einzelne dunkle Gestalt leicht aufs Korn zu nehmen, die Eisenbrücke ist unpassierbar.

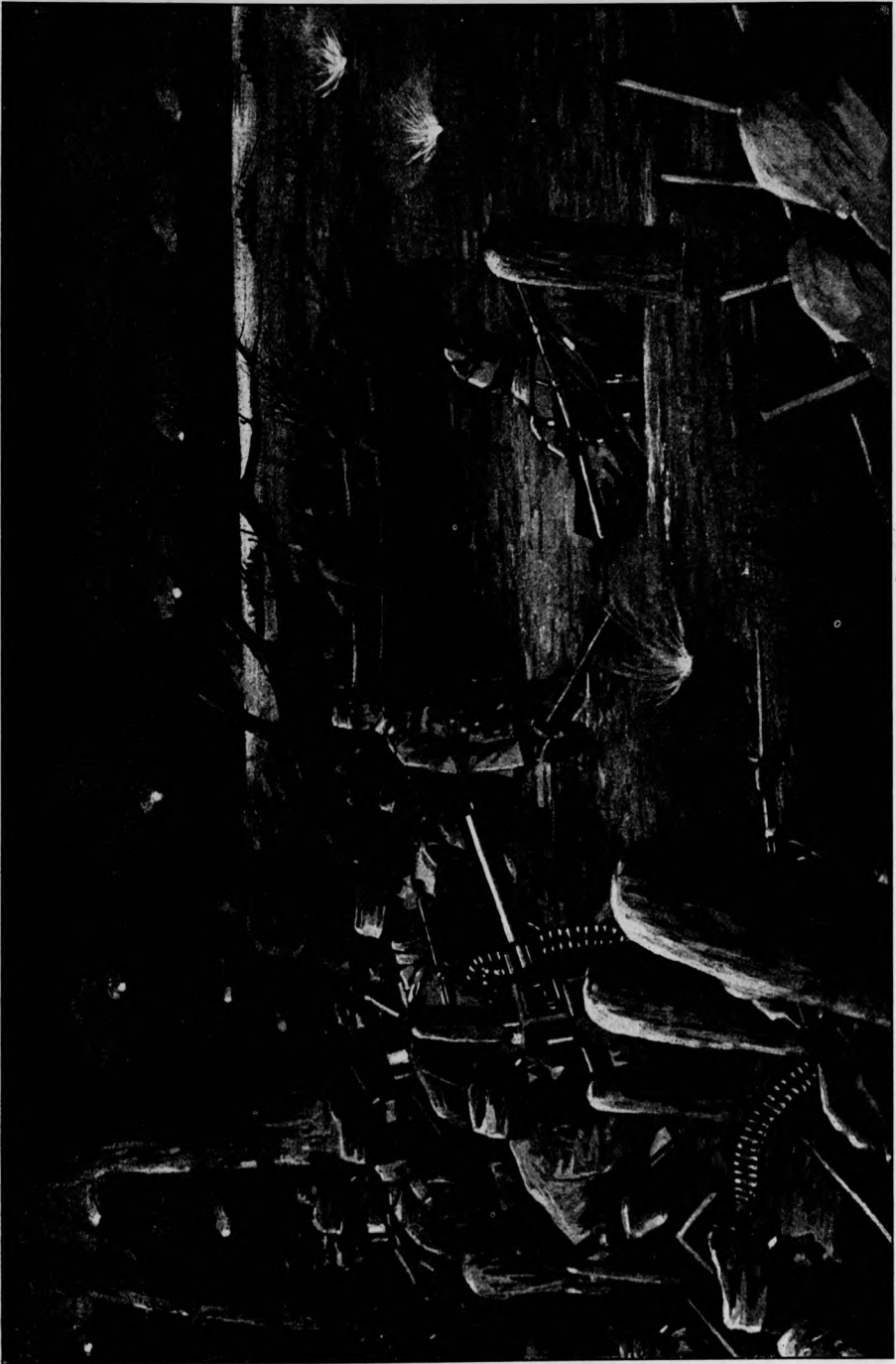
Morgens 2 Uhr, am 28. Juni, geschieht bei Halicz ein Wunder. Irgendein blauer Dunst beginnt vom Wasser aufzusteigen und legt sich wie ein langer bläu-

licher Schleier auf die Flußoberfläche. Einige Minuten später ist der durchscheinende Schleier zu einer Dampfwolke geworden, und plötzlich liegt zwischen den beiden Ufern in der Länge der ganzen Schwarmlinie dicker Nebel, der keinen Schritt weit sehen läßt und die gesprengte Eisenbrücke vollständig verdeckt. Auf dem jenseitigen Ufer verstummen für einige Minuten die Gewehre und die Maschinengewehre. Bei uns herüber gerät innerhalb eines Augenblickes alles in Bewegung.

Der trodene militärische Bericht nennt dieses Wunder einen „dichten Flußnebel“. In diesen gehüllt, eilen die Sappeure heronr und schleppen Bretter, Zaunlatten, Dach- und Holzgitterbestandteile auf die steile Eisenbrücke. In kurzer Zeit ist über dem Loch der Steg angebracht, auf dem in der Breite nur ein Mann Platz hat. Gleichzeitig besteigen Patrouillen schwimmende Bretter und die Bruchstücke der russischen Holzbrücken und rudern im Nebel hinüber. Das Bereghy-Bataillon des Honvedregiments macht sich auf den Weg über die Brücke. Ihnen nach die übrigen. Die Russen feuern höllisch in den Nebel hinein, auf die Brücke, ins Wasser. Die Honveds marschieren, auch das ganze Pester Regiment zieht über die Brücke, dann die ganze Division Fleischmann. Nach einer Viertelstunde hebt sich der Nebel, der Morgen graut, aber die Division marschiert im Feuer der bereits zielenden Russen den ganzen Tag, einzeln, unausgesetzt über das Brett. Die russische Brückenwache wird zerstreut und auf dem jenseitigen Ufer der Bahndamm überschritten. Hier stürmen die Reserven des Feindes auf die Ankeren ein und schlagen sie zurück. Über die Brücke aber gehen sie nicht mehr zurück. Tags darauf ist neben der Eisenbrücke die im Feuer erbaute niedere Holzbrücke bereits fertig — über diese marschieren auch die Reserven der Division hinüber. Auf dem diesseitigen Ufer säubern Jäger und deutsche Artillerie den Fluß und verperren ihn bis Mariampol. Am 30. Juni wird der große Erfolg des Armeekorps Hofmann endgültig entschieden. Die Dörfer Chorostow, Luftan und Siemitowce stehen in Flammen, und zwischen diesen drei Feuer- und Rauchsäulen wird der Feind in furchtbarem Handgemenge endgültig geschlagen. Die Russen lassen in den brennenden Dörfern allein 700 Gefangene zurück und fliehen. Die Generalstabs-offiziere sagen, daß der Kampf in diesen drei brennenden Dörfern furchtbar war. Mit Gewehrkolben, mit Messern und Fäusten wurde er zu Ende gefochten. Am 1. Juli waren die Russen geschlagen und räumten endgültig das Gebiet um Halicz. Es muß erwähnt werden, daß die Russen während der Kämpfe den Haliczer Burgberg, Galiziens heiliges historisches Denkmal, nicht beschossen, obwohl Feldmarschalleutnant Hofmann mit seinem ganzen Generalstab die Schlacht von dort leitete. Es heißt, der Ort sei aus Pietät geschont worden. Von Halicz erhielt Galizien seinen Namen, Halicz ist der historische Beginn dieses Landes, die Residenz seiner ersten Fürsten.

29. Juni 1915. Österr.-ungar. Generalstabsbericht:

In Ostgalizien sind die verbündeten Armeen in der Verfolgung bis an die G n i l a L i p a und den Bug bei K a m i o n k a - S t r u m i l o w a vorgezogen. Die in dieser Linie stehenden russischen Kräfte werden angegriffen. Bursztyn wurde gestern genommen. Starke feindliche Kräfte, die bei Sielec (nordwestlich Kamionka-Strumilowa) hielten, wurden heute nach heftigem Kampf unter großen Verlusten auf Krystynopol zurückgeworfen.



Angriff österreichisch-ungarischer Gruppen auf Salica.

Nach einer Originalzeichnung von H. Gerbáti.

Nördlich Rawa-Ruska und nördlich Cieszanow drangen die verbündeten Truppen auf russisches Gebiet vor. Tomaszow ist in unserer Besitz. Heute nachts räumte der Feind seine Stellungen am nördlichen Tanew- und nördlichen Sanufer und begann den Rückzug in nordöstlicher Richtung. Er wird überall verfolgt.

In Polen und am Dnjeſtr ist die Lage unverändert.

Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung:

Die Armee des Generals v. Linsingen hat den Feind in der Verfolgung auf der ganzen Front zwischen Halicz und Zrilejow über die Gnila Lipa geworfen; in diesem Abschnitt wird noch gekämpft.

Weiter nördlich ist die Gegend von Przemyslan—Kamionka erreicht. Nördlich Kamionka wartete der Feind unseren Angriff nicht ab, er ging hinter den Bug unterhalb dieses Ortes zurück.

Nördlich und nordwestlich Mosty-Bielkie (50 Kilometer nördlich von Lemberg) sowie nordöstlich und westlich von Tomaszow stellte sich gestern der Feind. Er wurde überall geworfen. Wir stehen jetzt hier auf russischem Boden.

Unter dem Druck unseres Vorgehens in diesem Raum beginnt der Feind seine Stellungen am Tanewabschnitt und am unteren San zu räumen.

30. Juni. Österr.-ungar. Generalstabsbericht:

In Ostgalizien sind an der Gnila Lipa und am Bug abwärts Kamionka-Strumilowa Kämpfe im Gang, die für uns erfolgreich verlaufen.

Zwischen Bug und Weichsel weicht der Gegner weiter zurück. Die seinen Rückzug deckenden Nachhuten wurden gestern überall angegriffen und geworfen. Unsere Truppen haben die Tanewniederung durchzogen und den Höhenrand bei Frampol und Zasklikow gewonnen.

Durch die Erfolge der verbündeten Armeen östlich der Weichsel gezwungen, räumen die Russen auch westlich des Flusses Stellung nach Stellung. So sind sie seit heute nachts aus ihrer starken Gefechtsfront Zawischof—Dzarow—Sienno wieder im Rückzug gegen die Weichsel. Zawischof wurde von unseren Truppen besetzt.

Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung:

Unser Angriff an der Gnila Lipa macht Fortschritte. Östlich und nordöstlich von Lemberg ist die Lage unverändert. Zwischen dem Bug und der Weichsel erreichten deutsche und österr.-ungar. Truppen die Gegend von Belz, Komarow, Zamosc und den Nordrand der

Walbniederung des Tanewabschnittes. Auch auf dem linken Weichselufer in der Gegend von Zawischof und Dzarow hat der Feind den Rückzug angetreten.

Ein feindliches Flugzeug wurde hinter unserer Linie zum Landen gezwungen. Die Insassen wurden gefangenengenommen.

*

Die Kämpfe östlich von Lemberg nach der Einnahme der galizischen Hauptstadt schildert Franz Molnar unterm 27. Juni folgendermaßen:

Der amtliche Bericht sagte aus, daß östlich von Lemberg gekämpft wird und daß die Russen auf den östlich von Miskaszow sich hinziehenden Hügel Widerstand leisten. Dieſem Miskaszow streben wir zu, gelangen aber bloß bis zu einem Dorf namens Winniki. In dem Augenblick, als wir hier bei Winniki die Landstraße, die um die Höhe 414 herum biegt, erreichten und von der Straße, die sich hoch an der Berglehne hinaufwindet, ins Tal hinabblitten, wo aus dem Rauch die Kirchturme des Dorfes Miskaszow hervorlunkelt, öffnete sich plötzlich hinter Miskaszow die Erde, aus dem grünen Feld schlug ein schwarzer Springbrunnen hoch empor, so hoch wie die Kirche, dann tauchte alles in gelben Rauch; die Russen beschossen mit schweren Granaten das Gelände hinter Miskaszow. Wir hielten am Rand der Landstraße und sahen von hier eine Stunde lang dem höllischen Kampf der Artillerie zu.

*

Der Weg hieher führte durch die immer noch lärmende Stadt. Lemberg ist ein wenig stiller als bei dem Einzug, es ist aber immer noch sehr laut. Zwischen den Wagen laufen vor Glückseligkeit strahlende Juden umher, schenken Soldaten und den Kavallerieoffizieren Zigaretten und Blumen, klettern fast auf das Pferd hinauf, nur um den Blumenstrauß hinreichen zu können. Die polnische Bevölkerung ist nicht so temperamentvoll. Sie hält sich stiller, ihre Freude ist ernster Art. Die Russen haben hier auch die Polen und Ruthenen drangalieret, so tief aber wurde niemand von ihnen gedemütigt wie die Juden, gegen die sie förmlich einen besonderen Krieg geführt haben. Darum diese fast bis zur Ekstase ausartende Glückseligkeit. In der Vorstadt haben, wie mir erzählt wurde, die Juden gestern im Reigen getanzt.

Auf Schritt und Tritt werden die Journalisten auf der Straße angepfropfen. Man ist es hier bereits gewohnt, daß man auf der Straße von irgend jemandem angehalten wird, der, ohne sich vorzustellen oder zu grüßen, fragt: „Hollen Sie Material?“ Wir alle haben die Taschen bereits voll mit „Material“. Material wird hier jede russische Erpressung, jede Verfolgung, jede körperliche Züchtigung, jede Verbannung, jede Korruption genannt. Material ist aber auch die Geschichte der hier verborgen gewesenen österr.-ungar. Soldaten. In einer Buchhandlung erkenne ich auf Bildern die Häuser, von denen jetzt urriese Fahnen wehen, aber auf den Bildern wandeln zwischen den Häusern russische Offiziere dahin und auf der Straße marschieren russische Infanterie. Ich sehe die lange Reihe der Przemysler Gefangenen zwischen Russen mit aufgezogenen Bajonetten. Es ist ein sonderbares und beklemmendes Gefühl, zum erstenmal das Weichselufer sehen zu sehen, was wir hier bereits so oft geschaut haben: unsere Soldaten als Gefangene inmitten gaffender Russen. Wir sehen auf einem Bild das Rathaus, wo Erzherzog Friedrich empfangen wurde. Aber auf dem Balkon steht Graf Bobrinski, neben ihm ein bärtiger russischer

hoher Offizier. Unten auf dem Platz eine ungeheure Menschenmenge. Titel des Bildes ist: Bobrinsti verläßt in Lemberg die Kapitulation von Przemyśl. Auf einem anderen Bild schreitet zwischen den Grabkreuzen des Lemberger Friedhofes ein in orthodoxem Prunt gekleideter hoher Geistlicher mit großem geistlichen und militärischen Gefolge dahin. Es ist Eulogios, Patriarch von Wolhynien, der große Befehrer, dem der Zar ein brillantbesetztes goldenes Kreuz gesandt und dazu geschrieben hat, er habe sich persönlich davon überzeugt, wie schön der Patriarch in Galizien den Prawoslawismus verbreite. Wie weit sind jetzt beide von hier! Als Kuriosum wird auf Photographien diese ganze Zeit, da sie hier waren, gezeigt. Mit aller Kraft, aller riesigen Ausdehnung seiner Kirche, seiner Armee, seiner geistlichen und militärischen Macht hat sich Rußland auf diese Stadt gelegt, und jetzt stehen hier oberhalb von Winniki auf dem Berg Ausflügler, aus Lemberg zu Wagen gekommene Herren, ein paar Frauen, ein eleganter junger Mann zu Pferde, einige Bauern aus der Umgebung, und schauen durch Theatergläser zu, wie die Stobatanonen dort unten auf dem Feld diese ganze

Gesellschaft immer weiter wegsagen, den Patriarchen mit dem schönen, großen Bart und dem prunkvollen Gefolge, den Zaren mit den vielen riesenhafte Generalen, all diese politischen Grafen: die Bobrinsti, Schermeticow, alle, alle; wenn man so im zornigen Brüllen der Kanonen den Blick hinter die fernen Hügel sendet, hat man das Gefühl, daß dort hinter den Hügeln alle zusammen über die Felder laufen, die ganze Gesellschaft . . . vorn der Zar und in der Menge stolpernd in langsam, goldgeschmückten Kleid der Patriarch von Wolhynien . . .

Vor uns dehnt sich ein flaches Tal, hinter dem sich in weiter Ferne jene gewissen Hügel erheben. Die Talebene selbst gleicht einer Landkarte: auf grünem Grund winden sich weiße Straßen, die dunklen Flecke der Waldparzellen wechseln mit der bereits ins Gelbe spielenden Saat ab, dazwischen die Häuschen von vier, fünf kleinen Dörfern. Links gegen die Hügel zu steigt die und da der Rauch eines Dorfes zu den Wolken empor. Es brennt mit graugelbem Rauch, in den sich bloß dann ein schwarzer Knäuel mischt, wenn eine neue russische Granate einschlägt. Rechter Hand, in weiter Ferne, brennt das Feld. Als ob die Erde selbst es wäre, die brennt; breit lagert der Rauch über ihr und zieht sich hoch hinauf. Von hier sieht es aus, als reichte er bis zum Himmel. Das brennende Feld sendet immer spärlicheren Rauch aus, und das Ganze entfernt sich immer weiter. Wie ein mit Bewußtsein begabtes Wesen schreitet diese Feuersbrunst nach ihrer eigenen Laune über die Felder, als ginge sie spazieren. Die russischen Kanonen, deren Stimmung von der der untern genau zu unterscheiden ist, sprechen selten. Die Hügel von Wlaskow sind wieder mit dem Tod geweihten russischen Bauern besetzt, auf die vor unseren Augen unaufhörlich die Granaten und Schrapnelle Böhm-Ermollits niederprasseln. Wir sehen die Russen nicht und auch ihren

Platz erkennen wir nur daraus, daß die Hügellehne von unserer Artillerie mit feurigen geraden Linien angezeichnet wird. Auf dem Hügelrücken steht ein Wald, dem sich weiter unten Weidegelände anschließt. Zwischen dem Wald und der Weide ziehen sich die russischen Gräben hin. Hier erscheint über den Bäumen eine Feuerrose nach der anderen. Mit blendender Flamme platzt das Schrapnell und stößt eine dicke schneeweiße Rauchkugel aus sich aus. So dicht, weiß und massig ist diese Schrapnellwolke, als wäre sie aus Watte. Sie bleibt am blauen Himmel förmlich stehen und es dauert Minuten, bis sie zerflattert. Zuweilen hängen vier, fünf nebeneinander in der Luft. Jede hat an ihrem unteren Teil einen Rauchfaden, so rot wie dünner roter Wein. Links über unseren Stellungen hängen auch weiße Rauchkugeln, aber viel zäher. Das sind die Russen. Ein Gewitter ist im Anzug, es fallen bereits Tropfen herab. Jetzt muß man feststellen, wie gut der Gemeinplatz ist, daß die Kanone donnert. Das über die langgestreckten Hügel hinrollende Donnern der hier arbeitenden außerordentlich starken Artillerie gleicht dem Donner so vollkommen, daß wir den Unterschied gar



Erzherzog Karl Franz Josef mit Stab; am Schimmel Erzzenz Heidebrock.

nicht bemerken. Es entstehen unter den vor uns stehenden Soldaten Debatten, ob in irgendeinem Augenblick die Kanonen donnern oder die Wolken. Vor uns auf dem grünen Landkartenfeld zieht auf der weißen Landstraße eine lange Reihe von Munitionswagen in das Gewitter hinein, dem brennenden Dorf zu. Eben noch sind die Kutscher hier hinter uns hergekommen, ruhig sitzen sie jetzt Pflöcke rauchend auf dem Bod und langsam, würdevoll in großer Ordnung fahren sie in die Feuerlinie. Inzwischen schießen die Unfern ihre Schrapnelle unablässig auf den Waldbrand ab. Man kann beobachten, daß sie abwechselnd mit den Batterien bald Granaten, bald Schrapnelle ausfeuern.

Die Parzelle, die uns am nächsten liegt, wird so beschossen, daß die Schrapnelle abgefeuert werden. Wir kontrollieren es mit der Uhr in der Hand. Auf die Sekunde genau zerplatzt in der Luft der blendende Feuerfleck und starr bleibt über ihm am dunkelnden Himmel der weiße Rauchknäuel stehen. Wir sehen erst seit einer Stunde zu, aber die Artillerie verrichtet diese pünktliche Arbeit bereits seit vormittags. Es wird dunkel. Der Rauch der brennenden Dörfer und des brennenden Feldes beginnt allmählich mit rotem Glanz von unten

zu glühen, was wir im Sonnenlicht des Nachmittags nicht sehen konnten. Auch die Explosionen sind gleichsam zornig rot. Langsam taucht die vor uns lagernde Trainkolonne und weiter weg ein in der Nähe der Front stehendes Munitionswagenlager in das Dunkel. Jetzt kann man sehen, daß auch zwischen den Wagen der Trainkolonne kleine Feuer brennen. Bei einem stärker flackernden Feuer hämmern Feldschmiede, und das Geräusch ihrer emigen Arbeit dringt ungeachtet des nicht aussehenden Kanonendonners bis zu uns. Zu unseren Füßen, an dem steilen Rand der Landstraße, sitzen diesem Lager angehörende Trainkolonnen, Heiße rauchend, und lassen die Füße auf das Schlachtfeld herabbaumeln. Sie sitzen in einer Reihe, wie auf einer Galerie und betrachten die brennende Landschaft, über der die Artilleristen das sturmbedrückte dunkle Firmament mit feurigen Punkten ausstatten. Das Gewitter ist nicht gekommen. Es hat sich anderswohin verzogen, und jetzt donnert es hinter den Russen um die Wette mit den Kanonen. Hinter uns trotten langsam mit Schwerverwundeten beladene Wagen gegen Lemberg. Sie und da trabt ein Reiter der Feuerlinie zu. Die Lemberger

In Lemberg, dessen Einwohnerschaft während der Russenherrschaft angeblich angewachsen ist, und zwar nicht nur mit den Zehntausenden der aus Przemyśl hinausgejagten Juden, sondern auch mit anderen Flüchtlingen, verstickten Gefangenen und Einwandernern, gab es ein unterdrücktes, zehn Monate lang verborgenes, flüsterndes, heimlichtuendes zweites Leben, das ohne Wissen der Russen gelebt wurde. Wie die Kapitel eines alten Romans kommen zu Hunderten die Geschichten von der Unendlichkeit der menschlichen Güte hervor. Geschichten von einer verlebten, im Dunkel verstickten Welt, die in der Wärme der Nächstenliebe hier unter der Erde gelebt hat, Geschichten von dem Leutnant und dem Infanteristen, die zehn Monate lang bei demselben Anstreicher als Gehilfen gearbeitet haben, von dem gräßlichen Soldaten, der bei einer jüdischen Familie als Bäckergehilfe angestellt war, Geschichten von großen, in dieser Katafombenwelt entbrannten Lieben; eine ganze große Welt des Einanderhelfens, des Lebendigen, der Geduld, der Prüfungen, die jetzt am 22. Juni ein Ende genommen hat. Jetzt sagt jede Straßenecke ihren wirklichen Namen, jetzt wird der Kaspar zur Sularenattila, jetzt verabschieden sich arme kleine Familien von den Flüchtlingen, die glücklich in ihre alte Welt zurückgehen. Die äußerste Romantik feiert eine Ernte, wie in unseren Himmelsstrichen seit sehr langer Zeit nicht. Ein Oberleutnant, der sich hier versteckt gehalten hat, geht jetzt, um sich zu melden. Von seinem Gewehr hat er sich nicht getrennt. Junge Leute, die mir aus Budapest bekannt sind, sprechen mich an. Ihr Aussehen ist das von Handwerkern. Sie waren Freiwillige und haben hier als Kellner in sehr schlechten, kleinen Wirtschaften gedient. Jeder hat ein Tagebuch, ihre Taschen sind voll mit weiß Gott wo aufgegriffenen, vollgeschriebenen Zetteln, den ungeheuer vielen kleinen Kapiteln des Lemberger großen Romans.

Die Stadt ist auch heute voll von Soldaten. Offiziere, die nachts noch Bajonettangriffe angeführt haben, kommen heute herein, um einzukaufen und wenigstens einmal im Gasthaus ein gutes Glas Bier zu trinken. Im Theater und Varieté wird gespielt. Auch dort sitzen Offiziere, die von dem Kanone für einen Abend hereingekommen sind. Der Lärm ist noch immer sehr groß, so daß man den Geschützdonner bloß nachts hört. Bei Tag überschreit Lemberg die Artillerie. Wir sagen dieser reichen und interessanten Welt Abschied und fahren in der Dämmerung wieder durch das alte, jetzt bereits still gewordene Grobeker Schlachtfeld. Hier, westlich von Lemberg, ist die Gegend nach den großen Kämpfen bereits ganz still. Der entsetzliche Flug, der diese Felder in der vorigen Woche gepflügt hat, bricht jetzt bereits im Osten die Erde auf. Auf der Station von Roszcista richten jetzt ruhige und fleißige Soldaten einen der großen Gasthöfe der Schlachtfelder, die Versorgungstation, ein. In weichen, violetten Tönen spielen die Felder. Wir wollen eben zu einem Spaziergang auf dem verlassenen Schlachtfeld aufbrechen, als Soldaten ein blutendes, verwundetes, kleines zwölfjähriges Mädchen zur Station bringen. Es hat auf dem Feld eine russische Handgranate aufgelesen und die Granate ist in der Hand des Kindes explodiert. Alles eilt dem kleinen Mädchen zu Hilfe, Ärzte verbinden es, auch die verwundeten Soldaten bemühen sich um das Kind. Wir besorgen einen langen, verwundete transportierenden Zug und fahren langsam gegen Przemyśl.



Ein Zeltlager der Tiroler Kaiserjäger in Galizien.

Ausflügler sind von unserer Seite bereits verschwunden. Wir sind allein zurückgeblieben. Es ist Abend und frühzeitige Dunkelheit herrscht wegen des Gewitters.

Wir fahren zurück, und als wir uns aus dem Wagen umblicken, ist bereits der ganze Horizont nach allen Richtungen in Feuer getaucht, und mit erneuter Kraft brüllen die Kanonen. Zuweilen wird es für einen Augenblick still, dann stürzen sie wie lärmende Hunde gleichzeitig aufeinander los. In die langgedehnten Stropfen der unseren mengt sich das zornige, aber spärlichere Gebrüll der russischen Kanonen, und jenseits des weit hinter all dem brennenden Horizonts entfernt sich murrend der Donner des hier unterlebenden Gewitters: jetzt kann man bereits deutlich hören, daß er kein Kanonendonner ist, wie er mit großem Brummen düster von hier wegzieht, weit, weit hinter die Berge. Um 7 Uhr kamen wir in die Stadt zurück. Nachts zwischen 2 und 3 Uhr zogen 2500 russische Gefangene auf demselben Weg, die keine langsam dorthin schleppend, in die Stadt. Diese mochten dort auf dem Hügel am Waldstand gelauert haben, wo alle drei Minuten Feuerblumen aufblühten, bereits seit dem Vormittag.

Hier seien noch die amtlichen Berichte vom 1. Juli mitgeteilt; sie schließen in bezug auf die Beute den Monat Juni ab. Der österr.-ungar. Generallstab meldete:

In Ostgalizien dauern die Kämpfe an der Gnila Lipa und im Raum östlich Lemberg fort. Unsere Truppen sind an mehreren Stellen auf die Höhen östlich der Gnila Lipa vorgedrungen und in die feindlichen Stellungen eingebrochen. Ebenso gelang es den verbündeten Truppen abwärts K o h a t y n nach erbittertem Kampf das Ostufer zu gewinnen.

Am Dnjeſtr herrscht volle Ruhe.

Im Quellgebiet des Wieprz wurde Zam o ſc befestigt. Die Höhen nördlich der Tanewniederung wurden in ihrer ganzen Ausdehnung in Besitz genommen.

Westlich der Weichsel folgten unsere Truppen dem weichenden Gegner bis vor Tarlow.

Die Gesamtbeute der unter österr.-ungar. Oberkommando im Nordosten kämpfenden verbündeten Truppen für Juni beträgt: 521 Offiziere, 194.000 Mann, 93 Geschütze, 364 Maschinengewehre, 78 Munitionswagen, 100 Feldbahnwagen usw.

Die deutsche Oberste Heeresleitung berichtete:

In erbittertem Kampf haben die Truppen des Generals v. Linſingen gestern die russische Stellung östlich der Gnila Lipa zwischen Kunicze und Luczync und nördlich von Rohatyn gestürmt. 3 Offiziere, 2328 Mann wurden gefangengenommen und 5 Maschinengewehre erbeutet.

Nach östlich von Lemberg sind österr.-ungar. Truppen in die feindliche Stellung eingedrungen.

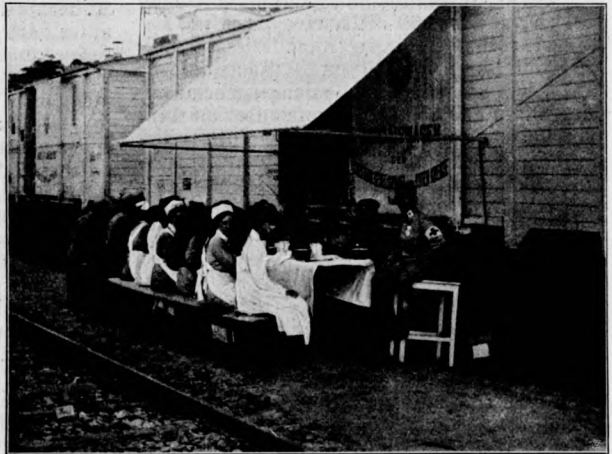
Die Armeen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen sind in weiterem Vordringen zwischen dem Bug und der Weichsel. Auch westlich der Weichsel weichen die Russen teilweise nach hartnäckigen Kämpfen. Die verbündeten Truppen drängen beiderseits der Kamienna nach.

Die Gesamtbeute vom Juni der unter Befehl des Generals v. Linſingen, Feld-

marshalls v. Mackensen und Generals v. Woyrsch kämpfenden verbündeten Truppen beträgt 409 Offiziere, 140.650 Mann, 80 Geschütze, 268 Maschinengewehre.

*

In glorreichen Kämpfen hatten die Heere der Verbündeten in der Zeit vom 2. Mai bis zum 1. Juli 1915 die russischen Massen unter erheblichsten Verlusten an Gefangenen, Toten und Verwundeten fast aus ganz Galizien vertrieben und der feindlichen Heeresmacht eine schwere Niederlage nach der anderen bereitet. Die Entente hatte die russischen Massen für unüberwindlich gehalten und mußte nun die furchtbare Enttäuschung erleben, daß der überlegene Geist der verbündeten Heere, die großartige



Österreichisch-ungarisches und deutsches Sanitätspersonal und Ärzte bei der Mittagstafel auf dem Bahngelände vor ihrem Sanitätswagen in Galizien.

Führung, der undämbbare Wille zum Sieg die Millionenarmeen zurückdrängte, hinaus aus dem Land, in dem sie sich bereits als Herren gefühlt hatten, das sie bereits dem „unteilbaren“ Rußland für immer einverleibt glaubten. Der Siegeszug, der bei Gorlice begann und dem die Russen keine Grenze zu setzen vermochten, hat in der Kriegsgeschichte aller Zeiten kein Vorbild.

*

Die Kämpfe in Polen und an der deutschen Ostgrenze.

Das beginnende Frühjahr brachte auf dem polnischen Kriegsschauplatz zunächst keine Änderung, und auch an der deutschen Ostgrenze fanden nach der Zurückwerfung des russischen

Einbruches nach Memel keine größeren Operationen statt. Hauptkriegsschauplatz waren in dieser Zeit die Karpathen. Im Monat März hatte das deutsche Ostheer im ganzen 55.800

Russen gefangen, 9 Geschütze und 61 Maschinengewehre erbeutet.

In Polen hatten die deutschen und österr.-ungar. Truppen die Zeit der verhältnismäßigen Ruhe in der Hauptsache darauf verwendet, die Quartiere zu verbessern und die Straßen hinter der Front in Ordnung zu bringen.

Am 4. April 1915 wurde gemeldet, daß in der Gegend *Augustowo* russische Angriffe zurückgeschlagen worden waren.

Am 5. April wurde ein russischer Angriff auf *Mariampol* unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Am 6. April blieben russische Angriffe östlich und südöstlich von *Kalwarja* sowie östlich von *Augustowo* erfolglos.

Am 7. April sagte der deutsche Bericht:

Bei einem Vorstoß im russischen Gebiet nach *Andrzejewo*, 30 Kilometer südöstlich von *Memel*, vernichtete unsere Kavallerie ein russisches Bataillon, von welchem der Kommandeur, 5 Offiziere und 360 Mann gefangengenommen, 120 getötet und 150 schwer verwundet wurden. Ein anderes Bataillon, das zu Hilfe eilte, wurde zurückgeschlagen. Wir verloren 6 Tote. Russische Angriffe östlich und südlich von *Kalwarja* sowie gegen unsere Stellungen östlich von *Augustowo* wurden abgewiesen. Sonst ereignete sich auf der Ostfront nichts Besonderes.

9. April:

Östlich von *Kalwarja* haben sich Gefechte entwickelt, die noch nicht abgeschlossen sind.

10. April:

Östlich und nördlich *Kalwarja* wurden die Russen überall mit schweren Verlusten zurückgeschlagen.

12. April:

Bei einem Vorstoß von *Mariampol* in östlicher Richtung nahmen wir den Russen 9 Offiziere, 1350 Mann sowie 4 Maschinengewehre ab. Nordöstlich von *Lomza* warfen die Russen aus *Burfmajchinen* Bomben, die nicht platzten, sondern, langsam ausbrennend, erstickende Gase entwickelten.

16. April:

In kleinen Gefechten bei *Kalwarja* wurden in den letzten Tagen von uns 1040 Russen gefangengenommen und 7 Maschinengewehre erbeutet.

25. April:

Zwei schwächliche Angriffe der Russen westlich *Ciechanow* wurden abgewiesen.

28. April:

Durch Angriffe setzten wir uns nordöstlich und östlich von *Suwalki* in Besitz russischer Stellungen auf einer Frontbreite von 20 Kilometer. Nördlich von *Prasznysz* wurden gestern

2 Offiziere, 470 Mann gefangengenommen und 3 Maschinengewehre erbeutet.

29. April:

Südlich von *Kalwarja* setzten wir uns in den Besitz des Dorfes *Kowale* und der Höhe südlich davon. Bei *Dachowo* südlich von *Sochaczew* eroberten wir einen russischen Stützpunkt.

30. April:

Die Vortruppen unserer im nordwestlichen Rußland operierenden Streitkräfte haben gestern in breiter Front die Eisenbahnlinie *Dünaburg—Libau* erreicht. Ernsthaften Widerstand versuchten die in jener Gegend vorhandenen russischen Truppen, unter denen sich auch die Reste der Teilnehmer am Raubzug gegen *Memel* befinden, bisher nirgends zu leisten. Gegenwärtig sind Gefechte bei *Szawli* (*Szawle*) im Gang. Bei *Kalwarja* scheiterten größere russische Angriffe unter starken Verlusten. 5 Offiziere, 500 Russen fielen unverwundet in unsere Hände. Auch weiter südlich zwischen *Kalwarja* und *Augustowo* mißglückten russische Vorstöße.

Mit dem deutschen Vormarsch gegen die Eisenbahnlinie *Dünaburg—Libau* war eine Offensive eingeleitet, die, fast gleichzeitig mit dem Durchbruch von *Gorlice*, den Russen schwere Niederlagen und im weiteren Verlauf den Verlust von ganz *Kurland* einbrachte. Die Zurückdrängung des rechten russischen Flügels verfolgte, wie der Druck auf den wesentlich stärkeren linken in *Galizien*, das weitere Ziel, auch das russische Zentrum in *Polen* zum Rückzug zu zwingen.

Am 1. Mai 1915 konnte gemeldet werden:

Das Gefecht bei *Szawle* ist günstig für uns verlaufen. Nach starken Verlusten flüchteten die Russen, nachdem sie *Szawle* an *Allen vieren* angeht hatten, in Richtung auf *Mitau* weiter. Die Verfolgung wird fortgesetzt. An Gefangenen sind bisher etwa 1000 gemacht. Daneben fielen 10 Maschinengewehre, große Mengen von Bagagen, Munitionswagen und besonders viel Munition in unsere Hände.

Feindliche Angriffe bei *Kalwarja* und südwestlich wurden verlustreich abgeschlagen, wobei wieder 350 Russen gefangengenommen wurden. Dagegen gelang es den Russen, südwestlich von *Augustowo* eine deutsche Vorpostenkompanie nächtlicherweise zu überfallen und schwer zu schädigen.

Östlich von *Bloc* und auf dem Südufer der *Pilica* wurden schwache russische Vorstöße abgewiesen.

Der österr.-ungar. Bericht meldete an diesem Tag lebhaften Geschützkampf in *Russisch-Polen*; russische Sicherungstruppen wurden vertrieben.

Der Brand von Szawle.

Im deutschen Bericht vom 1. Mai wird gemeldet, daß die Russen vor ihrem Abzug aus Szawle die Stadt an allen vier Ecken angezündet haben. J. v. Roszküki beschreibt den Brand der Stadt folgendermaßen:

Das kleine Städtchen, in dem General York von Wartenburg seine selbstherrlich kühne Abwendung von Napoleon vollzog, La u r o g e n, ist nicht mehr. Wie in den Ruinen aller Holzstädte sieht man nur die Kachelöfen und Schornsteine aus der Asche aufragend. Tauroggen wurde durch Artilleriekampf in Brand geschossen, und was davon stehen blieb, hinterher aus militärischen Gründen niedergelegt.

Die breite Straße, die von hier über Szawle nach Mitau weitergeht, nimmt unterwegs nicht die mindeste Rücksicht auf bewohnte Ortschaften. Schnurgerade aus über Berg und Tal, durch Wald und Feld und Sumpf, ist ihr Lauf ausschließlich durch strategische Gründe bestimmt. Auch der einzige deutliche Winkel auf der 100 Kilometer langen Straße bis Szawle beim Übergang über die Dubissa ist militärisch bedingt. Er hat nämlich zur Folge, daß die Brücke bei Verfolgungen wohl von russischer, nicht aber von deutscher Seite her unter wirksamer Artilleriefire genommen werden kann. Etwas Großzügiges hat eine solche Kriegstraße. Nir sieht man sie von einem Berggründen über fünf, sechs weitere Höhen meilenweit hinaufsteigen, bis sie als feiner, gelber Strich in blaugrauen Wäldern aufsteht. Sie und da ein paar strohgedeckte Bauernhäuser, ein Dörfchen von wenigen Hofstellen, selten ein Fleck mit einer Kirche und Kaufladen, einmal ein stattliches Gutsbaus zur Linken hinter Standweide. In Busch und Wiege frei grasende Kühe flüchtiger Bauern, herrenlose Pferde, die wohl die nächste Kolonne mitnehmen wird. Und je weiter wir hinaufkommen, desto häufiger alte Schneehalden an der Straßenböschung. Szawle liegt bereits nördlicher als der nördlichste Zipfel Ostpreußens. Wir sind auf dem halben Weg von Tilsit nach Riga. Von weitem schon sehen wir die dunklen Rauchwolken über der Stadt hängen. Das große Holzlager an der Bahn haben vor ein paar Stunden die Russen in Brand gesteckt.

Der scharfe Wind jagt die Funken über die trockenen Schindeldächer. Auch von drüben, wo sie die Heustapel anzündeten. Wäre es eine deutsche Stadt mit festen Mauern und Ziegelhäusern, würde der Brand beschränkt bleiben. Aber wäre die Feuerwehrr auf dem Posten! Aber sie ist es natürlich nicht. Eben noch sind Granaten in die Stadt geschossen, Flucht und Verfolgung haben alles in Aufruhr und Verwirrung gestürzt. Angstvoll stehen Gruppen von Einwohnern herum, Infanterie zieht die Hauptstraße entlang, Lanzenreiter biegen in eine Seitengasse, Autos lärmen unter schwarzen Rauchwolken vorüber. Wir stellen die Unseren hart an die Seite, sehen uns um, ob sie nicht vom Feuer abge schnitten werden können, und biegen rechts in die Straße ein, wo der Brand am stärksten ist. Die Straße senkt sich vor uns. Unten ist alles in schwere, schwarze Wolken gehüllt, die der rasende Wind nach links herüberwält. Ein Heulen, Knattern und Krachen. Funten wirbeln umher. Oben blendende Sonne, unten schwarze Nacht, von roten Flammen durchst. Dazwischen Menschen, Männer, Frauen, Kinder, fast alle Juden. Die einen starren vor sich hin, andere stürzen sich in die Haustüren, zerren irgendeinen Gegenstand heraus, eine Gardinenkante, einen zerbrochenen Rahmen, eine Schwacht mit Krawatten, irgendein wertloses Gerümpel, für das sie ihr Leben aufs Spiel setzen. Einen wadsbleichen, sterbenden Greis tragen Frauen vorüber; ein Weißbart schleppt einen Stoß schwerer Bücher aus einem brennenden Haus, hastet noch einmal hinein,

bringt einen zweiten Stoß. Man hilft ihm, führt ihn mit fort, über der Haustür steht das Dach schon in Flammen. Eine Frau wälzt einen schweren Ballen vor sich her. Ein Mann kommt mit einem Koffer aus einem Hof. Er ist zum Umfallen erschöpft, wird einen Augenblick auf einen Stuhl gesetzt. Ein Soldat hilft ihm, den Koffer weitertragen. Schretende Frauen, die nach ihren Kindern suchen, werden zurückgedrängt. Wir springen in die Häuser, durchsuchen sie rasch nach Menschen. Es ist keine Zeit zu verlieren. Das Feuer packt ein Haus nach dem anderen.

Ein junger Mensch kommt die Straße herabgetaumelt, geradeswegs auf das Feuermeer zu. Man hält ihn auf. Ich sehe ihm nahe in sein braungelbes Gesicht. Es ist verbrannt. Haare, Bart, Kleider: alles verengt und verkohlt. Als ich ihn ein paar Stunden später wieder sah, waren auch seine Hände verbrannt. Weiß Gott, wo er hingetaumelt ist mit seinem monotonen Wehklagen? Keine Möglichkeit, sich um den Einzelnen zu kümmern. Nur zurück, immer zurück vor dem Feuermeer. Unser Hauptmann kriegt die müßig Glogenden am Kragen, daß sie retten helfen, stellt ein paar Soldaten an, keinen in die brennenden Häuser zu lassen. Sucht dann wieder selbst die Häuser ab. „Daß bloß keine Kinder verbrennen!“ Er ist immerfort in Sorge um die Kinder. In einem Haus treffen wir noch ein halbwüchsiges Mädchen mit einem Einnährigen. Sie wartet augenscheinlich auf die Mutter, die völlig hilflos irgend etwas aus dem Keller zerrt, während der rote Hahn schon auf dem Dach sitzt. Gegenüber plagt sich eine Frau vergeblich mit einem schweren Korbvorrat. Ich helfe ihr die Stufen hinabziehen. Die Frau fällt, der Koffer kippt um, und ein Schod Eier rollt als oberste Ladung aufs Pflaster. Die meisten kommen merkwürdigerweise unbeschädigt in den Koffer zurück, und ein paar Soldaten schaffen Frau und Korb weiter. Unter den schwarzen Rauchwolken duden sich Hühner, laufen hierhin und dort hin und verflattern im Feuerkern. Eine dunkelhaarige, bessergerstellte Frau kommt händeringend angestürzt: „Der Großvater, der Großvater! Dort im Haus! Gott! Gott! Gott! Es brennt schon, es brennt!“ Man vertritt ihr den Weg. Sie schlägt die Hände vors Gesicht, windet sich, taumelt gegen die Wand, dreht sich jäh herum. Wildeste Verzweiflung und Angst stehen in dem glühenden Gesicht, zwischen den schwarzen Haartränen. Wir suchen sie zu beruhigen, waren ja in dem Haus und fanden niemand. Plötzlich flammert sich die Verzweifelte an unseren Hauptmann, atemlos flehend: „Lieber Herr Offizier. . . Sie sind doch ein guter Mensch. . . Um Gottes Himmels willen, ich bitte Sie. . . lassen Sie mich. . . Er ist doch drin. . . er muß drin sein. . .“ — „Zurück! Zum Donnerwetter!“ Er schüttelte sie ab, sieht nach dem Haus hin. Der Balken über der Haustür steht in Flammen, die Haustür noch nicht. Er springt hinein. Ich schreie ihm nach. Bald ist er wieder draußen und hinter ihm, bei Gott, wadelt ein kleines, eisgraues Männchen auf kurzen Beinen die drei Stufen herab. Wir paden es unter den Armen und schleppen es fort, während seine Beine wie die eines Kindes durch die Luft tappen.

Wir müssen auch nach rückwärts sichern, denn ein zweiter Feuerherd nähert sich rechts seitwärts über die Dächer. Daß wir nicht abge schnitten werden! Zurück alles jetzt! Mit Gewalt, mit vorgehaltenem Revolver, wenn nichts anderes hilft. Die ganze Berichterstattung hat sich in eine Feuerwehrr verwandelt. Haben nichts Besseres zu tun im Augenblick. Die Truppenführer können sich nicht darum kümmern. Der Kampf ist noch im Gang, die Verfolgung, die Sicherung draußen hinter der Stadt. Die Truppen machen nur vorübergehende Rast hier; dann müssen sie weiter. In einem Toreingang quält sich ein schwacher Mensch mit seinen Sachen, während ein paar baumlaender Kerle schadenfroh grinsend zuschauen. Der Hauptmann hat sie schon im Gesicht. In ihrer Angst

paden sie einen alten Schrank und wälzen ihn polternd auf die Gasse. Hinten im Hof plünderndes Gefindel, das verschüchert wird. Auf einem Bretterhaufen stehen zwei Gänse mit eng an den Leib gedrückten Flügeln und langgestreckten Hälften, die blauen Augen auf das präjelnde Unheil gerichtet. Lassen sich wehrlos greifen. Auf der Gasse werden sie im allgemeinen Strom mit fortgetrieben.

Ich gehe eine Weile aus dem Feuerbereich. Das Gesicht brennt, die Augen sind voll Asche und Staub. In einem aufgebrochenen Laden drängen sich die Soldaten, tragen Kefs, Zwieback, Schokolade von dannen. Nahrungsmittel. Die Leute sind überanstrengt und ausgehungert, sind vor zwei Tagen ihrem Proviant davonmarschirt. Es ist ihr gutes Recht im Krieg, herrenlose Schwäne zu nehmen. Die starke Anstrengung, der Hunger haben das Animalische aufgeregt, doktrinäre Einflüsse aus Friedenszeiten mischen sich ein. Ein junger Soldat steht in einem Schuhwarenladen und wirft Schuhe unter das Volk auf der Straße. „Die armen Leute sollen auch was haben.“ Er ist fast erstaunt, als ein Donnerwetter seinem improvisierten Kommunismus ein Ende macht. In vielen Läden plündert das eingeborene Gefindel regelrecht. Wie leicht doch die anergozene Kultur von naturhaften Trieben überrannt wird! Immer wieder bricht das Anwesen hervor, so sehr einzelne hie und da dagegen ankämpfen. Bis Posten mit geschultertem Gewehr vor den Läden stehen als lebendige Wahrzeichen und unbeugsame Hüter von Fucht und Ordnung.

Der Abend bricht an, ein flammend roter Abend. Wir bringen die Autos vor die Stadt, damit ihnen das Feuer nicht den Weg versperrt, wenn wir sie brauchen. Dann machen wir Quartier in einem leeren Wirtshaus, und gehen wieder auf die Straße. In der Hauptstraße stehen Infanteristen an der Feuerpritze. Die Einwohner sehen zu. Als kein Wasser mehr im Wasserwagen ist, rennt ein Eingeborener zum Generalkommando und bittet um Pferde zum Wasserholen. Es sind keine zur Hand. „Könnt ihr den Wagen nicht selber ziehen? Wo ist denn das Wasser?“ Ich gehe mit und bringe in Erfahrung, daß die Pumpe im Hof, dreißig Schritt vom Wasserwagen entfernt, ist. Auf der Straße stehen Duzende von Männern und halten Maulaffen feil. „Warum schiebt ihr den Wagen nicht bis zur Pumpe? Sollen unsere abgehetzten Soldaten alles ma-

chen, während ihr die Hände in die Hosentaschen steckt?“ — „Es will doch niemand anfaßen.“ — „Zum Teufel, dann laßt die Bude verbrennen.“

„Ist es nicht eure Stadt und haben wir sie angestekt?“

Aber aus Deutschland kommt, steht fast sprachlos vor solchem Mangel an sozialem Gefühl. Hundertmal sah ich die elende Schadenfreude unter diesen Menschen, nur selten wirkliche, uneigennütige Hilfsbereitschaft. Immer waren es unsere Soldaten, die helfen. Sie stießen brennende Balkenwände ein, trugen Wasser herbei, schleppten Waren aus den Kellern unter den brennenden Häusern hervor. Eine Abteilung Pioniere hatte sich in den Kopf gesetzt, ein zweistöckiges Geschäftshaus zu retten, unter dessen Dach schon die Flammen herauszüngelten. Immer wieder liefen sie mit Wassereimern die Treppe hinauf, die außen am Haus hinaufführte. Sie waren schon ganz rauchschwarz und heißer von dem Qualm im Dachgeschoß. Auch hier standen die Einwohner herum, als wenn es sie nichts angehe. Es ist des Nachbars Haus, vielleicht eines Konkurrenten. Lassen wir es brennen! Ohne Zwang rührten sie keinen Finger. Daneben so viel Jammern und Wehklagen. Überall an Häusern und Zäunen stehen sie bei ihren Vätern und Bündeln. Die Kinder liegen eingewickelt auf der Erde. „Was sollen wir machen? Wo sollen wir hin?“ Manche wandern mit einem Bündel aus der Stadt hinaus. An einer Ecke begegnet uns ein großes, blutjunges Judenmädchen in dürtigster Kleidung, mit einem finstern zur Erde blickenden Gesicht. Sie war eine von den wenigen, die nachmittags überall anfaßen, wo es zu helfen gab. Sie tat es immer mit dem düsteren Ausdruck, ohne ein Wort zu sprechen. Unweit der Kirche, die prachtvoll beleuchtet hinter einem freien Platz aufragt, haben sich auch allerhand Obdachlose gelammelt und sitzen verschlafen auf ihren Pöden.

Ein paar Augen voll Schlaf wollen wir jetzt nehmen und legen uns in voller Kleidung mit möglicher Vorfrist auf unsere Lagerstätten. Von Zeit zu Zeit muß einer auf den Balkon hinaustreten und nachschauen, ob uns das Feuer nicht über den Kopf kommt. Immer stehen Gruppen im Feuerchein auf der Straße herum. Nach Mitternacht ertönt Feueralarm durch die Stadt, und eine Abteilung Soldaten rückt an einen besonders gefährdeten Punkt ab. Morgens um 6 Uhr ist noch daselbe Bild. Der Wind hat nachgelassen und das Feuer ist nicht mehr so heftig. Das zweistöckige Haus an der nächsten Straßenecke haben die Pioniere doch nicht retten können. In der Nacht sah ich es einmal in hellen Flammen. Jetzt ist es nahezu ausgebrannt. Aber aus den Kellern wird noch viel gerettet, meist wieder durch unsere Soldaten. Röhre ledener verschütteten Hafer vom Pflaster. Nicht weit davon geht ein vierjähriges Bübchen mit einer Pappschachtel im Rinnstein entlang, eifrig auf den Boden blickend und allerhand Gegenstände ansammelnd, die ihm einen Wert zu haben scheinen. Unter den Bäumen um die Kirche sitzen noch die Leute auf ihren Pöden. Ein alter Blinder betastet ängstlich sein Bündel, als vermisse er etwas darin. Ein anderer sitzt einsam in einer Mauernische vor Kälte zitternd. Ein Soldat bringt ihm eine Schale heißen Kaffee aus der Feldküche, den ihm eine Frau an die Lippen führt.

In der Kirche etwa ein Duzend Andächtige, meist Frauen. Eine rulscht auf den Knien, das ganze Kirchen Schiff entlang zum Altar. Eine andere liegt



Borpatrouille und zwar ein österr.-ungar. Soldat neben deutschen Dragonern.

platt auf dem Gesicht; die Arme seitlich ausgeföhrt, regungslos. — — —

Die Operationen gingen weiter. Am 2. Mai 1915 meldete die deutsche Oberste Heeresleitung:

Unsere Operationen im nordwestlichen Rußland machten gute Fortschritte. Bei Szawle wurden weitere 400 Russen gefangen genommen. In der Verfolgung der flüchtenden Russen erreichten deutsche Spitzen die Gegend südwestlich von Mitau.

Russische Angriffe in Gegend Kalwarja wurden unter starken Verlusten für den Feind abgeschlagen. 300 Gefangene blieben in unserer Hand.

Der österr.-ungar. Bericht meldete aus Russisch-Polen die Zurückwerfung des Gegners in einigen Abschnitten; die österr.-ungar. Truppen gelangten dabei stellenweise bis an die Hindernislinie der feindlichen Hauptstellung.

Über den Vorstoß gegen Mitau wußte der Kriegsberichterstatler v. Koschützki am 2. Mai zu berichten:

Während zweier Tage waren wir Zeugen des bereits angelegten Vorstoßes, den unsere Truppen von der Linie Memel—Tilsit—Schirwindt in nordöstlicher Richtung nach Kurland hineingetragen haben. Es war einer jener scharf gedachten und unwiderstehlich durchgeführten Angriffe, die unseren östlichen Gegner wiederholt in Schrecken versetzt haben. Die starken Stellungen, die den Zugang auf Tauroggen sicher zu sperren schienen, mußte der Feind schleunigst räumen, nachdem die hervorbrechenden deutschen Kavalleriemassen den Rückzug von Nord und Süd abzuschneiden drohten.

Die südliche Kavalleriedivision hatte den Memelstrom auf einer rasch geschlagenen Schutzbrücke überschritten. Auf der 100 Kilometer langen Vormarschlinie nach Szawle vermochten sich die Russen nirgends festzusetzen, weil sie sich durch Umgebungsbewegungen der deutschen Infanterie beständig im Rücken bedroht sahen. So war es abermals die strategische Überlegenheit der deutschen Heeresleitung, die dem Vorstoß von vornherein seine Kraft gab, während das so oft erprobte unbedingte Vertrauen auf diese Leitung die Truppen auch diesmal zu übermenschlichen Anstrengungen anspornte. Teile der deutschen Infanterie sind in anderthalb Tagen 80 Kilometer marschiert, wobei sie ohne



Polnische Legionäre vor ihrem Abmarsch in die Feuerlinie.

Pause den Feind in acht Stunden über Szawle hinausjagten. Russische Bataillone, die östlich davon in Szadow ausgeladen wurden, hat die Woge der allgemeinen Flucht mitgerissen, so daß sie gar nicht in Aktion traten. Kopflosigkeit und Verwirrung war so groß, daß ein russischer Liebesgabenzug am 30. April in Szawle einlief, nachdem die deutschen Truppen die Stadt schon besetzt hatten. Er wurde bemerkt und festgehalten.

Teilweise waren die Verpflegskolonnen außerstande, dem gewaltsamen Vorstoß auf dem Fuß zu folgen, so daß die deutschen Truppen gezwungen waren, sich im Land selbst zu verproviantieren. Bei ihrem Abzug hatten die Russen mehrere Brände in Szawle angelegt, die bei dem herrschenden Sturm und infolge mehrtägiger Trockenheit leider zu einer verheerenden Feuersbrunst führten. Außer mehreren Heustapeln war ein enormes Holzlager an der Bahn angesteckt worden, und zwar mit Hilfe darüber gegossenen Benzins. Bald trug der Wind die Flammen von einem Schindeldach zum anderen. Schwarze Rauchwolken verdunkelten die Sonne, während große Flammen über die Straße schlugen. Gegenüber den kriegerischen Notwendigkeiten muß selbst eine solche Katastrophe zurücktreten. Als am 1. Mai die deutschen Truppen Stellungen jenseits der Stadt ausbauten, konnten Patrouillen 20 Kilometer nordwestlich von Szawle vom Feind nichts mehr erblicken. Offenbar hat sich die ganze Verteidigungslinie in regelloser Flucht aufgelöst. Am 1. Mai sahen wir die Pioniere an der Arbeit, die für uns wertlosen Eisenbahnstrecken zu zerstören. Die Herzstücke der Gleisverbindungen und die Wasser-

franken flogen nacheinander in die Luft, wobei Eisenstücke beide Balkenwände der Lagerschuppen durchschlugen und die Granaten heulend über die Stadt flogen. An anderen Stellen wurden Stücke gesprengt, so daß der wichtige Zufuhrweg für lange Zeit unbenutzbar gemacht ist, selbst wenn die Russen wieder in seinen Besitz kommen sollten. Die deutschen Truppen haben die enormen Anstrengungen glänzend überstanden und sind in bester Verfassung. Nachzügler waren so gut wie gar nicht zu sehen und die Zahl der Fußkranken ist sogar erheblich geringer, als sie nach anstrengenden Marschen durchschnittlich zu sein pflegt.

*

Am 3. Mai besagte der Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung:

Auf der weiteren Verfolgung der auf Riga flüchtenden Russen erbeuteten wir gestern vier Geschütze, vier Maschinengewehre und machten sich 1700 Gefangene, so daß die Gesamtzahl der Gefangenen auf 3200 gestiegen ist.

Russische Angriffe südwestlich von Kalwarja mißglückten unter starken Verlusten für den Gegner; die Russen wurden über die Szeszupa zurückgeworfen und ließen 330 Gefangene in unserer Hand.

Auch nordöstlich von Skiernewice zogen sich die Russen eine schwere Niederlage zu, wobei sie neben einer großen Zahl an Toten 100 Gefangene verloren.

4. Mai:

Die Zahl der in der Verfolgung auf Mitau gefangenen genommenen Russen ist auf mehr als 4000 gestiegen.

Erneute russische Angriffe südwestlich von Kalwarja wurden abgeschlagen, 170 Gefangene blieben bei uns.

Ebenso scheiterten russische Angriffe südöstlich von Augustowo unter starken Verlusten für den Feind, der dort außerdem an Gefangenen 4 Offiziere, 420 Mann und 2 Maschinengewehre verlor.

Auch bei Jedwabno, nordöstlich von Lomza, wurde ein russischer Nachtangriff abgeschlagen.

5. Mai:

Von Südosten kommende russische Angriffe auf Rossienie wurden abgewiesen. Die Verfolgung des Feindes ist im Gang.

Auch bei Kalwarja sowie nordöstlich von Suwalki und östlich von Augustowo scheiterten zahlreiche russische Vorstöße. Dort wurden insgesamt etwa 500 Russen gefangen genommen.

Auf der übrigen Front fanden einzelne Nahkämpfe statt, die sämtlich zu unseren Gunsten entschieden wurden.

6. Mai:

Südwestlich Mitau, südlich Szadow und östlich Rossienie dauern die Kämpfe noch an. — Nordöstlich und südwestlich Kalwarja sind unsere Stellungen im Lauf des gestrigen Tages mehrfach von starken russischen Kräften angegriffen worden; sämtliche Angriffe scheiterten unter sehr großen Verlusten des Feindes. Ebenso wenig Erfolg hatten feindliche Vorstöße gegen unsere Brückenköpfe an der Pilica.

Die Festung Grodno wurde heute nachts mit Bomben belegt.

7. Mai:

Die Kämpfe südlich von Szadow und östlich von Rossienie endeten mit einer ausgesprochenen Niederlage der Russen, die starke Verluste erlitten, 1500 Gefangene verloren und sich in vollem Rückzug befinden.

Südwestlich von Kalwarja, südlich von Augustowo und westlich von Praszysz wurden russische Teilangriffe von uns blutig abgeschlagen. In diesen Kämpfen büßten die Russen zusammen 520 Gefangene ein.

8. Mai:

Unsere gegen Libau vorgehenden Truppen setzten sich in Besitz dieser Stadt. Hierbei fielen 1600 Gefangene, 12 Geschütze und 4 Maschinengewehre in ihre Hände.

*

Die Einnahme von Libau.

Die deutschen Truppen hatten Libau eingenommen und damit einen nicht unwesentlichen Erfolg errungen: ein Hafen von großer maritimer Bedeutung war in deutschen Besitz gelangt. Libau konnte zwar nicht als eigentlicher Kriegshafen angesehen werden und noch weniger als Seefestung, aber als Flottenstützpunkt besaß es große Bedeutung. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in der man daran arbeitete, Libau zu einem der stärksten Kriegshäfen der

Ostsee auszubauen. Der Plan hiezu entstand in den Jugendtagen der franco-russischen Allianz und sollte den verbündeten Flotten eine absolut eisfreie Basis für ihre Operationen gegen Deutschland bieten. Bei der Errichtung dieser Flottenbasis hatte man mit einer deutschen Flotte, die eventuell offensiv hätte vorgehen können, noch nicht zu rechnen, was es erklärlich macht, daß man sich trotz der ungünstigen natürlichen Verteidigungsmöglichkeiten zur Anlage

eines Kriegshafens bei Libau entschloß. Durch Anlage großer, weit ins Meer hineingreifender Molen wurde ein geräumiges Hafensassin geschaffen; abseits von der eigentlichen Stadt, durch ein unbebautes Gebiet von einigen Kilometern Breite getrennt, entstand, aus dem umgebenden dichten Föhrenwald gerodet, eine ganz neue Marinestadt, welche ausschließlich aus Werkstätten, Arsenalen, Depots, Kasernen, Offizierswohnhäusern usw. bestand, und in der einige Jahre hindurch das rege Leben einer aus dem Urwald ausschließenden amerikanischen Industriestadt herrschte. Die Küstenstreifen südlich und nördlich der Stadt und des Hafens wurden mit Forts und Batterien besetzt, deren Eignung zur Verteidigung des so stark in die See vorgeschobenen Hafens mangels jeglichen natürlichen Küstenschutzes allerdings schon damals auch dem Laien problematisch schien.

Die deutschen Flottengesetze von 1898 und 1900 veränderten die maritim-strategische Lage vollständig. Das rasche Emporwachsen einer mächtigen deutschen Schlachtflotte beförderte in den russischen maßgebenden Kreisen die Überzeugung, daß Libau nicht nur von der Land-, sondern auch von der Seeseite allzusehr exponiert sei, um es als Hauptbasis für die russische Ostseeflotte verwenden zu können. Bald zweifelte man so stark an der Verteidigungsfähigkeit des neugeschaffenen Stützpunktes, daß man es vorzog, wohl am Stadt- und Handelshafen vor Bombardements zu bewahren und nicht große militärische Kräfte zur Verteidigung des Platzes binden zu müssen, die Befestigungsanlagen fast gänzlich zu schleifen und ganz zu desarmieren; die maritimen Anlagen wurden nur mehr vom Gesichtspunkt eines Nebenkriegshafens und Stützpunktes für Torpedo- und „U“-Boote, Reparaturhafens usw. benutzt. Mehr als eine Viertelmilliarde Rubel soll der so kläglich im Sand verlaufene Ausbau von Libau verschlungen haben.

Ein Besucher der Stadt, der vor einigen Jahren Gelegenheit hatte, diesen schlafenden, in seiner ersten Jugendblüte erstorbenen Kriegshafen zu sehen, in welchen man nur mit einer besonderen Erlaubniskarte gelangen konnte, schildert seine Eindrücke folgendermaßen:

Auf einem Spaziergang entlang des sich südlich der Stadt hinziehenden Dünenstrandes sah ich auch die halbzerstörten, ihrer Geschütze beraubten Wälle der Batterien, über deren aufgebroschenen Kasematten der Flugsand lag und wildes Gras wucherte.

Im Gegensatz zu den stillen, menschenleeren Straßen und unbenutzten Baulichkeiten des Kriegshafens ist die eigentliche Stadt Libau ein munteres, recht lebhaftes und gewerblustiges Städtchen mit freundlichen, breiten Straßen und

einem Hauptplatz, den statt des üblichen geschmacklosen Denkmals oder Brunnens ein entzückendes Rosenparterre ziert. Alte Bauten gibt es nicht viele, dagegen viele Kirchen, da das bunte Gemisch von Volksstämmen und Religionen eine Vielheit von Gotteshäusern notwendig macht. Denn in Libau wohnen Deutschbalten und Reichsdeutsche, evangelische und orthodoxe Letten, polnische und litauische Katholiken, deutsche und orientalische Juden, über denen allen das rein russische Beamten- und Offizierskorps in einer ziemlich isolierten Höhe thront. Die Amtssprache ist ausschließlich russisch, die Geschäftssprache, außer in den Judenvierteln, deutsch, in letzteren jüdisch, auf der Straße hört man meistens lettisch. Das Leben verläuft still und einfürmig, und war nur einmal — im russischen Revolutionsjahr — schweren Erschütterungen ausgesetzt. Jeder Libauer erzählt gern und mit einem gewissen Gruseln von dem Anrücken der lettischen Revolutionäre, der provisorischen Regierung, den Repressalien der russischen Truppen usw.

Der Hafenerkehr ist sowohl im Import als im Export ein recht lebhafter, wenn auch das nahegelegene Windau, als Endpunkt der besten Kommunikationslinie ins Inland (Moskau—Windau—Nybinskabahn), ihm, besonders für den Export, den Rang schon lange abgelassen hat. Gänzlich konzentriert ist in Libau das russische Auswandererwesen.

Die Industrie der Stadt ist sehr entwickelt, und die deutschen Truppen fanden in den zahlreichen Fabriken vieles an Roh- und Betriebsmaterialien, aber auch Halb- und Ganzfabrikaten vor, das sie gut brauchen konnten. Außer den großen libauer Eisen- und Stahlwerken gibt es dort große Öl-, Lack- und Farbfabriken, auch das Werk „Pluto“, aus dem die russische Heeresverwaltung einen Großteil ihrer Schanzzeuge bezog, befindet sich dort.

Der dem Meer zugekehrte Teil der Stadt ist von schönen Anlagen durchzogen und weist zahlreiche Villen auf, denen ein herrlicher, breiter Sandstrand vorgelagert ist, der den Einheimischen als Ausflugsort, den Bewohnern der westrussischen Städte aber als Sommeraufenthalt dient.

Entlang der Küste beträgt die Entfernung zur deutschen Grenze nur etwa 80 Kilometer, da jedoch aus militärischen Gründen dort keine Bahn gebaut werden durfte, geht die Bahnverbindung von Libau nach Deutschland über den hinter Rowno gelegenen Bahnknotenpunkt Kosschedary.

Aus dem Vorstehenden ist der eigentümliche Doppelcharakter der Stadt Libau erkennbar, welche zwar vorwiegend ein friedliches Handelsstädtchen ist, jedoch aus der Zeit seines Kriegs-



Der Marktplatz von Mitau.

hafentraumes noch eine Anzahl militärischer und maritimer Anlagen aufweist, die es zwar nicht als Seefestung, aber doch als maritimen Stützpunkt zweiter Ordnung erscheinen lassen. Diese Anlagen waren allerdings zum Großteil völlig zerstört, da die Russen gleich bei Kriegsbeginn das meiste in die Luft gesprengt und die in den ersten Kriegswochen vor Libau erschienenen deutschen Kreuzer mit zielsicherem Feuer die Vernichtung vervollständigt hatten.

Über den Einmarsch der deutschen Truppen in Libau erzählt ein preußischer Offizier, der an den Kämpfen um die Stadt hervorragenden Anteil genommen hat. Er schildert zunächst den Vormarsch aus Memel nach Krottingen und Polangen und von da in mehreren Tagmärschen nach Kl.-Bertau, südlich Libau, und fährt dann fort:

Ein Landungskorps, gesichert durch S. M. S. . . ., versuchte in der Nähe der Kurhausbatterie zu landen, mußte den Versuch des heftigen Feuers wegen aber aufgeben. Wir gelangten unbehelligt bis zum Nordrand des Waldes westlich Kernaten. Von dort aus wurde die Verbindung mit der Flotte direkt hergestellt. Ein Torpedoboot, das zunächst der Küste lag, setzte einen Offizier ans Land. Dieser begab sich nach den nötigen Instruktionen wieder zurück, und nunmehr wurde die Verbindung durch die Signalgasten S. M. S. . . ., die auf dem Land beim Stab waren, mit Winterflaggen aufrechterhalten. Das südliche Werk von Libau

wurde unter Feuer von der Flotte genommen. Sie hatte Libau in weitem Bogen umspannt, gesichert von zahlreichen Torpedobooten. Vier russische Kreuzer waren nördlich Libau gemeldet. Das südliche Werk sollte beschossen werden. Man sah Breitseite auf Breitseite von den Schiffen abfeuern. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Unsere Patrouillen hatten erst dicht am Werk Feuer erhalten. Russische Artillerie ließ sich nirgends hören. Um 2 Uhr nachmittags ging die Infanterie bis auf etwa 800 Meter an das Werk heran, erhielt Infanteriefeuer und legte sich hin.

Ich war beim Stab und wußte, daß die Pioniere jetzt vorrücken sollten, um das Werk zu untersuchen. Ich machte daher dem Major den Vorschlag, die Maschinengewehrabteilung zum Schutz der aufklärenden Pioniere einzusetzen. Er befahl mir, nur einen Zug in die vordere Linie einzusetzen. Ich meldete, daß dies bereits geschehen sei. Nach etwa fünf Minuten trat ich wieder an den Major heran, nachdrücklich meinen Vorschlag erneuernd. Er befahl mir darauf, die Maschinengewehre vorzuziehen. Ich ritt zurück und führte dann die Abteilung im Galopp erst auf die Chaussee und dann nach der See ausholend über Gräben und dann zwischen den Dünen vor. Der Major rief mir zu: „Infanterieangriff vortragen!“ Ich ging weiter vor, ließ etwa 1200 Meter vom Werk ab den Munitionszug zurück und führte die Gewehre bis auf etwa 800 Meter an das Werk heran. Diese Be-

wegungen wurden im Galopp und teilweise im feindlichen Infanteriefeuer ausgeführt. Ich hörte alle noch verfügbaren Leute nach vorn, führte die Fahrzeuge vor und übergab sie dem Feldwebel. Ich selbst begab mich zum Zug des Leutnants d. R. S . . . und überzeugte mich, daß richtig gefeuert wurde. Die Maschinengewehre waren jetzt alle in der Infanterielinie, etwa 700 Meter am Werk. Zwischen ihnen und dem Werk liegt eine Ebene, glatt wie ein Tisch. Ich ließ nun so feuern, daß immer ein Maschinengewehr nach dem anderen schoß, das Feuer also nicht abbrach, sondern vielmehr das Werk dauernd und ergiebig bestrich wurde.

Etwa um 4 Uhr rief mir Leutnant d. R. S . . . zu, daß eine weiße Flagge auf dem Fort sichtbar sei. Ich befahl: „Alles stoppen — Maschinengewehre bleiben feuerbereit liegen, ich selbst begeben mich zum Fort. Zug Leutnant S . . . folgen.“ Ich ging unter Schwerten meines Taschentuches mit Leutnant S . . . an das Fort heran. Wir riefen nun beide wiederholt über den Graben zum Fort hinüber, ohne Antwort zu erhalten. Es zeigte sich niemand. Wir versuchten nun über die brennende und rauchende Brücke hinüberzugelangen, mußten aber wegen des starken Rauches umkehren. Als ich mich umfaß, erblickte ich die beiden Gewehre in Marsch, noch 40 Schritt von mir entfernt. Ich befahl sie zu mir und brachte das Gewehr vom Unteroffizier d. R. S . . . am Graben neben der Brücke in Stellung. Inzwischen war es Leutnant S . . . gelungen, über die brennende Brücke zu kommen. Ich kletterte sofort nach, und wir beide liefen dann sofort den Wall des Wertes hinauf.

Als ich den Kopf über den Wall steckte, sah ich alles leer und verlassen. Dicht vor mir stand ein geladenes Maschinengewehr. Auf der Straße nach der Stadt zu sah ich einen russischen Soldaten laufen. Wir riefen diesem auf russisch „Freund“ nach. Kaum hatten wir gerufen, da stürzten aus allen Toren bewaffnete Russen heraus. Ihnen riefen wir ebenfalls russisch „Freunde, guten Tag“ zu und winkten sie zu uns heran. Mit den Soldaten kamen auch Offiziere. Wir begrüßten sie und fragten nach dem Kommandanten. Sie zeigten auf einen Oberstleutnant. Wir begrüßten auch diesen und forderten die Degen. Die Offiziere wollten sie nicht hergeben. Kurz entschlossen schnallte Leut-

nant S . . . einem dicken bebrillten Kapitän den Säbel ab und dann wir beide in aller Höflichkeit den anderen Offizieren. Wir nahmen die Degen an uns und drückten den Offizieren teilnahmsvoll die Hand. Bei diesem Vorgang umringten uns die russischen Soldaten und zogen mich hiebei am Armel und am Arm.

Ich forderte die Offiziere auf, mit mir zu kommen. Als wir aber plötzlich heftiges russisches Schrapnellfeuer erhielten, wollten die Russen wieder in ihre Kajematten zurück, vor allem die Offiziere. Ich bewog sie aber nachdrücklich, sich auf die südliche Böschung des Walles zu begeben und hinzulegen. Ein Teil der Besatzung lief in das Werk zurück. Ich versuchte nun, die Offiziere über die Brücke zu bringen, erhielt jedoch sofort wieder heftiges Schrapnellfeuer und ließ daher die Offiziere sich abermals hinlegen. Unteroffizier S . . . hatte mit großem Schneid und in richtiger Erkenntnis der Lage sein Gewehr über die brennende Brücke gebracht und dort, wo ich den Wall erstieg, so in Stellung gebracht, daß er den oberen und rückwärtigen Teil des Walles bestreichen konnte. Er blieb auch trotz des Schrapnellfeuers auf dem Wall, was den Russen sehr imponierte.

Auf Befragen gab der russische Kommandant an, daß die Artillerie der nördlichen Werke auf uns schösse. Ich forderte, daß er sofort diese Artillerie ihr Feuer einstellen lassen sollte, sonst würde Libau dem Erdboden gleichgemacht werden. Jeglicher Widerstand sei vergebens, da Flotte und Armee die Festung vollkommen eingeschlossen hielten, und er viel Blutvergießen sich ersparen könnte, wenn er die sinnlose Gegenwehr unterließe. Ich forderte ihn auf, einen



Teilansicht von Libau.

seiner Offiziere als Unterhändler abzusenden. Er wollte aber davon nichts wissen, sondern erkundigte sich nach unserer Stärke, die ich auf eine Division angab, und nach unseren großen Kanonen. Auch diese, versicherte ich ihn, wären zur Stelle. Um meiner Drohung Nachdruck zu geben, schickte ich Leutnant v. M. zu „Seiner Exzellenz“ mit der Aufforderung, die Beschießung zu beginnen. Durch Vorlesen von Siegesnachrichten aus Galizien brachte ich den Kommandanten davon ab, mit seinen Offizieren allein zu beraten. Nach vielem Hin und Her war der Kommandant dann schließlich zur Absendung des Parlamentärs bereit. Ich machte dem Offizier eine weiße Flagge zurecht und entließ ihn auf Parole d'honneur. Vorher mußte ich noch versichern, daß der Kommandant unter den gegenwärtigen Umständen nicht anders hätte handeln können und wie ein Held gekämpft hätte. Der Parlamentär ging los.

Dem Major v. L. führte ich die Offiziere vor und überreichte ihm den Degen des Kommandanten. Ich berichtete kurz, was sich zugefallen hatte, und begab mich dann wieder nach vorn. Zum Abschied leerte ich noch mit den fünf gefangenen russischen Offizieren eine Flasche Rotwein und tröstete sie, so gut es sich in dieser Situation machen ließ.

Der Parlamentär war wirklich zurückgekommen, hatte die Artillerie zum Schweigen gebracht und Leutnant S. persönlich zur Unterhandlung abgeholt. Dieser ging durch die Stadt, traf den Bürgermeisterstellvertreter, übernahm von diesem die Stadt und begab sich dann über den Hafen in die nördlichen Werke. Die Russen gaben die Stadt bis zum Hafen daraufhin frei, schlossen Waffenstillstand bis halb 11 Uhr und baten sich aus, nach dieser Bedenkzeit erneut zu verhandeln. — Unsere von Osten und Norden anmarschierenden Truppen waren noch nicht herangefommen, deshalb glaubten die Russen nicht an die Umzinglung der Stadt. Wir marschierten nun, nachdem die Pioniere einen Übergang, auf dem man einzelne Pferde hinüberführen konnte, über den Graben hergestellt hatten, durch die Stadt und besetzten sie bis zum Hafen. Es war nachts 12 Uhr. Der Oberbürgermeister erschien mit der Amtskette. Ich führte ihn zum Major. Er übergab die Schlüssel der Stadt und auf dem Rathaus nachher die Stadtverwaltung.

*

Dem Brief einer in Libau lebenden deutsch-russischen Frau ist über die Einnahme der Stadt folgendes zu entnehmen:

Die Ostprovinzen waren seit Ausbruch des Krieges mehr denn je Stiefkinder. Was wir hier an Verrat, Denunziationen, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und Ungleichheiten erlebt haben, spottet jeder Beschreibung. Ohne Zeitung, ohne Post, der Sprache be-

raubt, haben wir gelebt, nicht wie friedliche, stets treue Untertanen, sondern wie Parasiten der schlimmsten Sorte. So jag, wer nur die Möglichkeit hatte, fort, und die Stadt wurde leerer und leerer, Handel und Verkehr stockte, und am Schwinden der Vorräte und allerhand kriegerischen Vorkerkungen merkten wir, daß Rußland bald Kriegsschauplatz werden würde. Bald brach eine Panik aus, die unbefreiblich war, als eine größere Anzahl deutscher Kriegsschiffe vor Libau ankam, ungerichtet die Aeroplane, die uns fast täglich besuchten, Bomben warfen und von hier aus beschossen wurden.

Es gab Familien, die nur noch in Kellern saßen, und die Züge waren so überfüllt von Abreisenden, daß sie auch die Trittbretter hoch bezahlten. Fuhrleute (Droschken) erhielten bis Hagenpöth (35 Kilometer von Libau) mit Leichtigkeit 100 Rubel und mehr. Dann hörten auch die Bahnverbindungen auf, da die letzten Züge beschossen worden waren. Am Freitag nahm die Stellung der Kriegsschiffe eine drohende Haltung an, und um 6 Uhr morgens begann die Kanonade. Von uns kann ich sagen, daß wir unbeirrt unseren Tagesgeschäften nachgingen. Von der Lindenstraße ist eine herrliche Aussicht aufs Meer; jedesmal, wenn es eine Schießerei abgab, gingen wir dahin und so genossen wir auch diesmal das großartige Schauspiel, das seinen Verlauf bei herrlichem Frühlingswetter nahm. Wir waren aber so wenig genau unterrichtet von unseren als auch von den feindlichen Stellungen, daß wir höchlich überrascht waren, als auch von der Landseite Kanonendonner und Maschinengewehre zu hören waren. Na, wir haben erst später erfahren, daß ganz in unserer Nähe eine Schlacht stattfand. Am Freitag morgens hatte uns die Polizei, als letzte Kroninstitution, verlassen und schnell hatte sich eine Bürgerwehr gebildet. Durch sie wurden alle Unruhen und Überfälle im Keim erstickt und allenthalben ein Gefühl der Sicherheit verbreitet. So saßen wir in den Fenstern mit vielen gleichgültigen Nachbarn und warteten ab, wie die Schicksalslose fallen würden. Um 8 Uhr erhielten wir die Nachricht, daß die Stadt sich ergeben habe, und daß Herr v. M. mit einem Parlamentär in die Festung gefahren sei. Zugleich ertönten fürchterliche Detonationen und dicke schwarze Rauchsäulen stiegen gen Himmel: die Eisenbahnbrücke war von den abziehenden Russen gesprengt und die Vorräte der Stadt wurden nach „altbewährter Methode“ angezündet. Daß man sie lieber der hungernden Bevölkerung preisgeben könnte, fiel den Russen wohl in der großen Eile nicht ein.

Ein jeder kehrte jetzt in seine Wohnung zurück und bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Deutschen einrückten. Und dann kamen sie und alles stand und staunte die großen, krammen, blonden Männer in ihrer vorzüglichen Kriegsausrüstung und der musterhaften Ordnung an, der aber doch so ein Zug von Gemütlichkeit und Menschlichkeit eigen war. Sie sangen deutsche Lieder und nidten uns zu, und wären wir nicht ein so gedrücktes und verprügeltes Volk, so hätten wir gern widergenickt. So aber blieb alles still und stumm und riß nur die Augen auf, denn was man sah und hörte, stimmte so gar nicht mit unseren Zeitungsberichten überein, nach denen nur noch Greise und Säuglinge auf deutscher Seite kämpften, und zwar mit „bloßen Füßen“. Als wenn sie immer in Libau gelebt hätten, belegten sie Kavernen und Quartiere, die ja schon möbliert in Anzahl hier standen, fuhren mit Kesseln dampfender Suppe und Wagen voll Schinken und Vorräten in die Höfe und bald füllten sich die Straßen, Hotels und Läden mit deutschem Militär. Aber alles in größter Ruhe und Freundlichkeit, so daß die russischfreundlichen Ketten, die mit ihrem schlechten Gewissen im Keller saßen, allmählich auch hervorkamen und in dicht gedrängten Gruppen die Ankommlinge bestaunten und sich auch bald in der Gespräche mit ihnen ein-

ließen. Trotz äußerer Freundlichkeit haben sie aber bald das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß Engländer und Japaner bereits im Anmarsch seien, um die Deutschen zu vernichten, natürlich mit dem frommen Wunsch, daß wir deutschen Balken auch mitinbegriffen seien. Unsere Lage ist natürlich denkbar schlimm; wenn wir

uns auch noch so korrekt verhalten, wird lettische Angeberei und russische Unvernunft uns treffen, es sei denn, daß die germanophile Friedenspartei endlich den düsteren, kulturfeindlichen Panlawismus austreibt und auf dieser Grundlage wieder ein geordnetes Zusammenleben ermöglicht.

Die Fortsetzung der Kämpfe im Osten.

Am 9. Mai 1915 konnte der deutsche Generalstabsbericht mitteilen:

In Libau haben wir große Lager von Kriegsvorräten beschlagnahmt. Vor starken Kräften aller Waffen, die der Gegner bei Mitau gesammelt hat, wichen unsere gegen diese Stadt vorgeschobenen Abteilungen langsam aus. Nordöstlich von Konow wurde, nach Vernichtung eines russischen Bataillons, die Bahn Wilna—Szawle gründlich zerstört. Am Njemen bei Sreducti griffen wir die verprengten Reste von vier russischen Bataillonen, die wahrscheinlich zu den am 6. und 7. Mai bei Rossienie geschlagenen Truppen gehören, auf. Erneute russische Angriffe gegen unsere Stellungen an der Wilca wurden unter großen Verlusten für den Feind abgewiesen.

Am 14. Mai waren die Kämpfe bei Szawle noch nicht abgeschlossen; auch nördlich des Njemen und der unteren Dubissa wurde gekämpft, desgleichen westlich von Prajznisz.

Am 15. Mai teilte der deutsche amtliche Bericht mit:

Nach einem vorübergehenden kleinen Erfolg des Feindes, der uns drei Geschütze kostete, ist der Vormarsch starker russischer Kräfte bei Szawle zum Stehen gebracht worden. Feindliche Angriffe gegen die untere Dubissa scheiterten. Der Gegner hat nunmehr auch in die Gegend südlich des Njemen eiligst Verstärkungen herangeführt; Gefechtsberührung mit diesen besteht noch nicht. Bei Augustowo und Kalwarja wurden feindliche Angriffe abgesehen.

Der Bericht vom 15. Mai besagte:

In der Gegend Szawle wurde ein russischer Vorstoß mühelos abgewiesen. Die Zahl der dort in den letzten Tagen gemachten Gefangenen übersteigt 1500. An der Dubissa nordwestlich Ugiany mußte eine kleinere Abteilung von uns stärkeren russischen Kräften weichen, sie verlor zwei Geschütze. Weiter südlich bei Ciragola wurden die Russen unter Verlust von 120 Gefangenen zurückgeworfen. Nördlich und südlich von Augustowo und beiderseits des Omulew scheiterten starke russische Nachtangriffe unter schweren Verlusten für den Gegner, der 245 Gefangene bei uns zurückließ.

16. Mai:

An der Dubissa in Gegend Ciragola und Czektisz sowie südlich des Njemen bei Mariampol und Ludwinow wurden feindliche Angriffe abgewiesen. Unter den bei Szawle gemachten russischen Gefangenen wurden Rekruten des Jahrganges 1916 festgestellt, die eine nur vierwöchentliche Ausbildung hinter sich hatten.

17. Mai:

An der Dubissa wurden in der Gegend Ciragola wiederum starke feindliche Angriffe abgewiesen. Gegen die südlich des Njemen herangeführten russischen Kräfte gingen unsere Truppen in allgemeiner Richtung Grosztabuda, Syntowty, Szaki zum Angriff vor. Die Kämpfe dauern noch an. Gestern wurden 1700 Russen gefangen. Nördlich der Wsjota warf unsere Kavallerie die feindliche. Russische Angriffe auf Mariampol scheiterten.

Die Kämpfe waren, wie man sieht, wieder lebhafter geworden. Am 26. Mai besagte der deutsche Generalstabsbericht:

Mit den aus der Linie Shagori—Frauenburg im Vormarsch gemeldeten stärkeren feindlichen Kräften ist es zu keiner Gefechtsberührung gekommen. An der Dubissa wurden russische Angriffe abgeschlagen. 900 Gefangene und 2 Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Gestern griffen wir nördlich Podubis an, nahmen die Höhe 105 und machten weitere 500 Gefangene. Die südlich des Njemen vordringenden russischen Kräfte wurden bei Grosztabuda—Syntowty—Szaki völlig geschlagen. Die Reste des Feindes flohen in östlicher Richtung in die Wälder, kleinere Abteilungen halten noch Sutti. Die blutigen Verluste der Russen waren sehr schwer, die Zahl der Gefangenen erhöhte sich deshalb nur auf 2200, ferner wurden 4 Maschinengewehre erbeutet.

21. Mai:

In Gegend Szawle fanden nur kleinere Gefechte statt. An der Dubissa gelangte unser Angriff östlich Podubis bis Betngola, er brachte uns weitere 1500 Gefangene ein. Auch östlich Wilozajcie und Zemigola wurden die Russen über den Fluß zurückgeworfen, weiter südlich steht der Kampf. Die Reste der südlich des Njemen geschlagenen russischen Kräfte setzten ihre Flucht in Richtung Konow fort.

Die Kämpfe bei Rowno.

Schon aus den amtlichen Berichten geht hervor, daß die Kämpfe vor Rowno sehr lebhaft und von großer Bedeutung waren. Aus Einzelberichten erfahren wir, um was es sich hier handelt. Vom 17. bis 20. Mai, heißt es in einem aus dem deutschen Hauptquartier kommenden Bericht, hat das deutsche Heer eine Kraftprobe abgelegt, wie sie in dieser Art und Ausdehnung vielleicht noch niemals da war, eine Probe auf seine organisatorische Kraft. Bis zum 17. Mai reichte der linke Flügel des gro-

In höchster Eile mußten dem Feind hier starke Truppen entgegengeworfen werden, um einen Einbruch auf deutsches Gebiet zu verhindern. Es war keine Zeit, diese Truppen von weither zu holen, man mußte sie in der Nähe zusammenraffen. Buchstäblich über Nacht mußte eine neue Gruppe gebildet und sofort in Aktion gesetzt werden. Die ganze Nacht des 17. Mai wurde marschiert. Zu Fuß, zu Pferde, mit der Bahn rollten Truppen heran, zuweilen Teile verschiedener Formationen zusammenschweißend. Drei Batterien von verschiedenen Artillerieregimentern trabten auf verschiedenen Wegen



Zur Hafen von Zibau nach Einzug der deutschen Truppen.

ßen in den Karpathen endenden Heeres der Verbündeten etwa bis Wilnißki. Die Operationen nördlich des Njemen bildeten eine selbständige Unternehmung. Der Raum westlich der Rownoer Wälder war nur von einem dünnen Absperrungsschleier gegen die Festung besetzt, der lange Zeit hindurch vom Feind unbelästigt blieb. Da liefen plötzlich Meldungen ein, daß die Russen in diesem Raum mit starken Kräften vorstießen. Der Stoß zielte geradeswegs auf den östlichsten Winkel Ostpreußens, wo das ehemals blühende Städtchen Schirwindt als leerer Trümmerhaufen wie eine stumme Klage über des Krieges Jammer daliegt.

her und bildeten eine neue Abteilung, desgleichen drei Züge verschiedener Maschinengewehrabteilungen. Eine Kompanie vereinigte Teile aus drei anderen Kompagnien. Die Truppen kamen ja von überall aus der Front, überall konnten nur Teile herausgenommen werden, um die Front nicht bis zur Ankunft der Ersatzabteilungen zu schwächen. Wem bekannt ist, daß die gleichmäßige Ausbildung in sich geschlossener Truppenkörper die Grundlage jeder gedeihlichen Friedensausbildung ist, die genaue Kameradschaft und durch die Zeit gefestigte Kameradschaft der Führer und Geführten, dem graut vielleicht vor dem militärischen Bild, das der

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde

Jeder Band gebunden 2 K 20 h = 2 Mark

Grammatiken.

- Ägyptisch Vulgar-Arabisch. Von Dr. A. Durr. 2. Aufl. (41)
- *Albanisch. Von Dr. M. Lambertz und Dr. Georg Polivinski. (107)
- Altenglisch (Angelsächsisch). Von K. Sobott. (18)
- Altfranzösisch. Von Dr. E. Nounenmacher. (61)
- Altgriechisch. V. W. Schreiber. 2. Aufl. (25)
- Annamitisch. Von A. Durr. (42)
- *Arabisch. V. B. Manassewitsch. 4. Aufl. (23)
- Arabisch, siehe auch Ägyptisch.
- Arabisch, siehe auch Syrisch-Arabisch
- Armenisch. Von K. Kainz. (35)
- Astarmenisch. Von A. Durr. (103)
- Ostarmenische Sprachlehre und Keilschriftkunde. Von J. Rosenberg. (86)
- *Böhmisch. Von Prof. K. Kainz. 9. Aufl. (8)
- *Bulgarisch. Von Fr. Tynszal. 3. Aufl. (9)
- Chinesisch. Von K. Kainz. 2. Aufl. (29)
- Dänisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (16)
- Deutsch-Südwestafrikas Hauptsprachen. Von A. Seidel. 2. Aufl. (37)
- *Englisch. Von R. Clairbrook. 7. Aufl. (1)
- *Englisch. (Für Kaufleute.) Von A. Seidel. 2. Aufl. (44)
- Esperanto. Von J. Schröder. 2. Aufl. (88)
- *Finnisch. Von M. Welleswill. 2. Aufl. (30)
- *Französisch. Von L. Schmidt-Beuchez. 5. Aufl. (2)
- Französisch für Post- und Telegraphenbeamte. Von R. v. Zillow. 6. Aufl. (27)
- Französisch für Postkurse. Von Dr. H. Czek. (111)
- Französisch (Für Kaufleute.) Von A. Durr. 2. Aufl. (45)
- Georgische (Grusinische) Sprachlehre. Von A. Durr. (81)
- Grammatica francese. (Französische Grammatik.) Von S. Peruch. (62)
- Hausianisch. Von E. C. Marré. (70)
- Hebräisch. V. B. Manassewitsch. 3. Aufl. (17)
- Hebräische Konversations-Grammatik. V. J. Rosenberg. (58)
- Hindustani. Von A. Seidel. (40)
- Holländisch. Von D. Haek. 3. Aufl. (14)
- *Italienisch. Von L. Marsani Edl. von Verce. 9. Aufl. (3)
- *Italienisch. (Speziell für Kaufleute.) Von J. Oberster. (45)
- Italienische Grammatik. Nach neuer Methode. Von H. Krey. (76)

- *Japanische Schriftsprache. Von A. Seidel. 3. Aufl. (83)
- *Japanische Umgangssprache. Von A. Seidel. 3. Aufl. (92)
- Javanisch. Von Dr. B. Bohatta. (39)
- Kapholländische Sprache (Barenssprache). Von Dr. phil. N. Marais-Hoopenhout. (84)
- *Kleinrussisch (Ruthenisch). Von M. Mitrofanowicz. (36)
- *Kroatisch. Von M. E. Muša. 4. Aufl. (46)
- Lateinisch. Von Dr. H. Verneer. 3. Aufl. (18)
- *Lettisch. Von H. Brenano. (94)
- *Litauisch. Von A. Seidel. (114)
- *Magyarische Sprachlehre. Von E. Krebs. (60)
- Malayisch. Von A. Seidel. 2. Aufl. (34)
- Mittelhochdeutsch. Von K. Kainz. (43)
- *Nengriechisch. Von K. Wied. 4. Aufl. (11)
- Nenpersisch. Von A. Seidel. 2. Aufl. (46)
- *Neusyrische Schrift- u. Umgangssprache. Von J. Rosenberg. 2. Aufl. (77)
- Norwegisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (28)
- Norwegisches Lesebuch. Von J. C. Poestion. (74)
- Panstenographie. Steatographie für alle Sprachen. Von A. Durr. (75)
- Phönikische Sprachlehre und Epigraphik. Von J. Rosenberg. (92)
- *Polnisch. Von B. Manassewitsch. 7. Aufl. (7)
- Portugiesisch. Von Dr. phil. F. Boock-Arkossy. 3. Aufl. (10)
- *Rumänisch. Von Th. Wechsler. 4. Aufl. (21)
- *Russisch. Von B. Manassewitsch. 6. Aufl. (4)
- Langue Russe. (Russische Grammatik für Franzosen.) Von L. Lemonnier. (51)
- Samaritanische Sprache und Literatur. Von J. Rosenberg. (71)
- Samoanisch. Von H. Neffgen. (92)
- Sanskrit-Sprache. Von Dr. phil. Rich. Fick. 3. Aufl. (33)
- Schwedisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (19)
- *Serbisch-Kroatisch. Von M. E. Muša. 5. Aufl. (12)
- Siamesisch. Von Dr. J. F. Wersahoven. (38)
- Slavische Sprachen. Vergleichende Grammatik. Von F. Eruly. (98)
- Slovakisch. Von G. Marfall. 2. Aufl. (24)
- Slovenisch. Von G. J. Felnik. 4. Aufl. (31)
- Spanisch. Von J. M. Azaola de Lima und Dr. phil. F. Boock-Arkossy. 5. Aufl. (5)

- Spanische Konversationssprache. Von J. L. Garcia da Luna und Dr. E. Hömmerich. (53)
- Suaheli-Sprache. Von A. Seidel. 2. Aufl. (32)
- *Syrisch-Arabisch. Von A. Seidel. (47)
- *Tschechische Sprachlehre. Von Dr. Leo Mojžisek. (113)
- *Türkisch. Von K. Wied. 5. Aufl. (15)
- *Ukrainische Grammatik. Von Dr. Wasy Sinowycz. (115)
- *Ungarisch. Von F. Görg. 7. Aufl. (6)
- *Ungarische Grammatik. (Für Kaufleute.) Von F. Görg. (52)
- Ungarische Lesebuch. V. F. Görg. (87)
- Volapük. Von J. Lott. (13)
- Vulgar-Arabisch, siehe Ägyptisch.

Briefsteller, Chrestomathien, Konversationsbücher.

- Französischer Briefsteller für den Auslandsverkehr der Postämter. Von R. v. Zillow. (64)
- *Russisch-deutsche Handels-Korrespondenz. Von L. A. Haug. (56)
- *Englische Chrestomathie. Von Dr. H. Bohatta. (49)
- *Nengriechische Chrestomathie. Von A. Seidel. (50)
- Deutsch-schwedische Brief- u. Konversationschule. Von K. Wied. (55)
- *Deutsch-serbische Konversationsbuch. Von J. V. Popović. 2. Aufl. (67)
- *Praktisches Lehrbuch der modernen französischen, deutschen und rumänischen Konversation. Von A. Frank. (57)
- Konversationsbuch in 3 Sprachen: Deutsch, Französisch, Chinesisch. Von Hsieh Chi Tschong. (82)

Deutsche Grammatiken.

- Deutsch für Deutsche und Ausländer. Von K. Wied. 2. Aufl. (20)
- *Schwierigkeiten der Deutschen Sprache. Von A. Seidel. (104)
- *Deutsche Sprache für Böhmen. Von R. Jiták und F. Sgrovy. (80)
- *Deutsche Sprache für Kroaten. Von A. Križevič. (108)
- Deutsche Sprache für Niederländer. Von F. P. Augustin. (101)
- *Deutsche Sprache für Polen. Von W. Szczepaniński. 2. Aufl. (78)

- *Deutsche Sprache für Russen. Von W. Szczepaniński. 2. Aufl. (68)
- *Deutsche Sprache für Ungarn. Von F. Görg. 2. Aufl. (59)
- *German Grammar. (Deutsch für Engländer.) Von A. Seidel. (91)
- *Grammaire Allemande. (Deutsch für Franzosen.) Von A. Seidel. (90)
- Gramática de la lengua alemana. (Deutsch für Spanier.) Von L. Juncos. (93)
- *Grammatica tedesca. (Deutsch für Italiener.) Von S. Peruch. 2. Aufl. (54)

Wörterbücher.

- Allgemeines Fremdwörterbuch. Von K. E. Schimmer. (89)
- *Böhmisch-deutsches Wörterbuch. Von R. Moravec. (109)
- *Deutsch-böhmische Wörterbuch. Von R. Moravec. (110)
- *Deutsch-kroatisches Wörterbuch. Von J. Marak. 2. Aufl. (68)
- Deutsch-persisches Konversations-Wörterbuch. Von Dr. F. Sütterl. (112)
- *Deutsch-russisches Wörterbuch. Von K. Andreyev. (72)
- *Deutsch-serbische Wörterbuch. Von P. Jovanović. (99)
- Deutsch-slovenisches Wörterbuch. Von F. Kramaric. (95)
- *Deutsch-ungarisches Wörterbuch. Von F. Görg. (105)
- *Kroatisch-deutsches Wörterbuch. Von J. Marak. 2. Aufl. (65)
- *Russisch-deutsches Wörterbuch. Von K. Andreyev. (73)
- *Serbisch-deutsches Wörterbuch. Von P. Jovanović. (100)
- Slovenisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Kramaric. (96)
- *Systematisches Wörterbuch der englischen Sprache. Von A. Seidel. (86)
- *Systematisches Wörterbuch der französischen Sprache. Von A. Seidel. (85)
- *Systematisches Wörterbuch der italienischen Umgangssprache. Von G. Le Bonnier. (97)
- *Türkisch-arabisch-deutsches Wörterbuch. Von T. Ashan und E. A. Radziwiec. (102)
- *Ungarisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Görg. (106)

Gratis: Verzeichnisse der „Bibliothek der Sprachenkunde“

* Die durch den Krieg meistverlangten Bände.

Jeder Band gebunden 2 K 20 h = 2 Mark

Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsergebnisse von 1914 — 16

Von **H. Hemberger**

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen • Erscheint in fortlaufenden Hefen, jedes 50 Heller = 40 Pf. oder in sechs Abteilungen, geheftet, jede 5 K = 4 M. Oder in drei Originalbänden, gebunden, jeder Band 12 K = 10 M.

Vom gleichen Verfasser
erschien früher:

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912—13

Von **H. Hemberger**

Mit 515 Abbild., 25 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart
Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Kollektion Jules Verne

Jeder Band gebunden 1 K 30 h = 1 Mark

- | | | |
|---|--|---|
| 1. Von der Erde zum Mond. | 32. Die Leiden eines Chinesen in China. | 65./66. Meister Antifer's wunderbare Abenteuer. |
| 2. Reise um den Mond. | 33./34. Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts. | 67./68. Die Propeller-Insel. |
| 3. Reise um die Erde in 80 Tagen. | 35./36. Das Dampfschiff. | 69. Vor der Flagge des Vaterlands. |
| 4. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde. | 37./38. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. | 70. Clouis Dardentor. |
| 5. Fünf Wochen im Ballon. | 39./40. Die Jangada. | 71./72. Die Eispyramide. |
| 6./7. Zwanzigttausend Meilen unter'm Meer. | 41. Die Schule der Robinsons. | 73./74. Der stolze Drinoco. |
| 8. Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika. | 42. Der Grüne Strahl. | 75./76. Das Testament eines Eccentricischen. |
| 9./10. Abenteuer des Kapitän Hatteras. | 43./44. Keraban der Starrkopf. | 77./78. Das zweite Vaterland. |
| 11./13. Die Kinder des Kapitän Grant. | 45. Der Südstern, oder: Das Land der Diamanten. | 79. Das Dorf in den Lüften. |
| 14./16. Die geheimnisvolle Insel. | 46. Der Archipel in Flammen. | 80. Die Historien von Jean Marie Cabidoulin. |
| 17./18. Das Land der Riesen. | 47./49. Mathias Sandorf. | 81./82. Die Gebrüder Rip. |
| 19. Eine schwimmende Stadt. — Die Blockadebrecher. | 50. Nobur der Sieger. | 83./84. Reifehpendien. |
| 20. Eine Idee des Doktor Or usw. | 51. Ein Lotterie-Koos. | 85. Ein Drama in Livland. |
| 21. Der Chanceller. Tagebuch des Passagiers J. R. Kazallon. | 52./53. Nord gegen Süd. | 86. Der Herr der Welt. |
| 22./23. Der Contrier des Gaar (Michael Stragoff). | 54./55. Zwei Jahre Ferien. | 87. Der Grundbruch des Meeres. |
| 24. Schwarz-Indien. | 56. Kein Durcheinander. | 88. Der Leuchtturm am Ende der Welt. |
| 25./26. Reise durch die Sonnenwelt. | 57./58. Die Familie ohne Namen. | 89./90. Der Goldvulkan. |
| 27./28. Ein Kapitän von fünfzehn Jahren. | 59./60. Mistres Branica. | 91./92. Das Reisebureau Thompson & Comp. |
| 29./30. Die Entdeckung der Erde. | 61. Das Karpathenschloß. | 93. Die Jagd nach dem Meteor. |
| 31. Die fünfthundert Millionen der Beginn. | 62. Claudius Vomoarnac. Notizbuch eines Reporters. | 94. Der Pilot von der Donau. |
| | 63./64. Der Findling. | 95./97. Die Schiffbrüdigigen des „Jonathan“. |
| | | 98. Wilhelm Storitz' Geheimnis. |

Jeder Band gebunden 1 K 30 h = 1 Mark

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

1616

H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

1616